

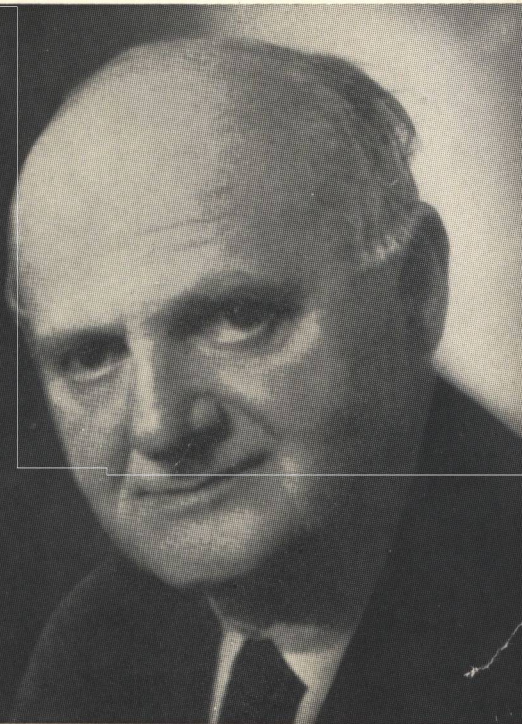
BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES

# Rudolf Alex. Schröder

Ein Dichter aus Vollmacht

Rudolf Wentorf



Band 167/168 der Sammlung  
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Kurt Ihlenfeld,  
dem Freund Rudolf Alexander Schröders,  
freundlichst zugeeignet

# Rudolf Alexander Schröder

Ein Dichter aus Vollmacht

Von  
Rudolf Wentorf



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

## INHALT

Zum Geleit . . . . .	5
Präludium . . . . .	7
Unterwegs . . . . .	9
Anruf . . . . .	31
Der Gehorchende . . . . .	56
Postludium . . . . .	98

**Umschlagfoto: Marie-Agnes Schürenberg**

**© 1965 by Brunnen-Verlag, Gießen**

**Printed in Germany**

**Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.**

## Zum Geleit

Dieses Büchlein in der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ will keine Biographie im üblichen Sinne sein. Auch wird hier nicht der Anspruch erhoben, die Entwicklung von Rudolf Alexander Schröder lückenlos dargestellt zu haben.

Hier geht es ausschließlich um Zeugnis, wie es vor unseren Augen liegt und von uns weitergesagt werden muß, damit der *Eine* in uns mächtig werde.

Rudolf Alexander Schröder war Humanist im klassischen Sinn und als solcher von der Mitte seines Lebens ab bekennender Christ. Der Glaube an Jesus Christus war seine lebenspendende Quelle. Bedeutsam bei seinen dichterischen und literarischen Unternehmungen ist, daß er diese Welt nicht an den Satan und dessen Helfer ausgeliefert sieht, sondern bei aller Tragik in der Welt um die Wahrhaftigkeit Gottes im Leben und im Sterben weiß.

Diese Arbeit möchte den Dienst einer Hinführung zum Dichter als einem „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ leisten, damit er als wegweisender Leuchtturm die ihm zugeordnete Aufgabe an möglichst vielen Menschen in unserer Zeit erfüllen kann.

Rudolf Alexander Schröder gehörte dem Eckart-Kreis an. In ihm fanden sich in schwerer Zeit Menschen zusammen, die die Zeichen der Zeit erkannt hatten und im dichterischen und schriftstellerischen Ausdruck die Positionslampen zu setzen in der Lage waren. Die geistliche und geistige Grundhaltung dieses Kreises stand im krassen Widerspruch zu der von den damaligen Machthabern propagierten Weltanschauung, die mehr, als wir es heute wahrhaben wollen, die Zustimmung weitester — insbesondere intellektueller — Kreise gefunden hatte.

Diese kleine Schrift möchte an alle die einen Dank ab-  
statten, die dem Dichter in schwerer Zeit verbunden waren.  
Es möchte aber auch uns alle in die Verantwortung rufen,  
in der er gelebt hat, damit wir wieder fern aller kirch-  
lichen Betriebsamkeit das „neue Lied“ singen können, ein  
Lied, das uns ausrichtet und erfüllt.

Unser besonderer Gruß gilt Dr. Kurt Ihlenfeld, dem  
Senior des „Eckart“.

Wenn der Leser zur weiteren Vertiefung in die Arbeiten  
von Rudolf Alexander Schröder bereit ist, dann hat er  
damit dem Verfasser einen großen Wunsch erfüllt. Für alle  
Mühe und Aufgeschlossenheit bei der Planung dieser  
Arbeit sei dem Brunnen-Verlag herzlich gedankt.

Epiphania 1965

Rudolf Wentorf

## Präludium

Mensch, laß hinter dir den Dunst  
deiner Wünsch' und Werke,  
deine Weisheit, deine Kunst,  
Macht, Gewalt und Stärke!

Steig hinan zur Schädelstatt;  
und du wirst es innen,  
was sie zu vergeben hat,  
Welt, und zu gewinnen!<sup>1</sup>

Diese beiden Verse bilden den Vorspruch zu einer Sammlung geistlicher Gedichte, die der Eckart-Verlag in Berlin-Steglitz im Jahre 1939 unter dem Geleitwort „Kreuzgespräch“ verlegt hat.

Rudolf Alexander Schröder hatte all die Verse ersonnen, die in diesem kleinen, geschmackvoll aufgemachten Bändchen abgedruckt waren.

Für die evangelischen Gemeinden und weit über ihre Grenzen hinaus war er in jenen Tagen kein Unbekannter mehr. Hatte er doch bereits neue Lieder für Kirche und Haus in der Sammlung „Ein Lobgesang“<sup>2</sup> veröffentlicht, von der Karl Kindt in der „Zeitwende“ schrieb: „Diese Lieder sollte die Gemeinde singen; eine Kirche, die solche Dichter hat, ist mitnichten tot.“<sup>3</sup>

Das war in damaliger Zeit ein kühner und mutiger Ausspruch, denn wenn wir uns die Jahreszahl ein wenig näher ansehen, in der solches geschrieben wurde, ahnen wir wohl, was eine solche kategorische Feststellung bedeutete.

Autor, Verlag (geleitet von Dr. Kurt Ihlenfeld) und Rezensent wußten um ihre Verantwortung und gingen gerade ihren Weg.

<sup>1</sup> Siehe Anmerkungen S. 101.

Zuvor hatte Schröder im gleichen Verlag sein „Osterspiel“<sup>4</sup> und ein Bändchen „Ein Weihnachtslied“<sup>5</sup> veröffentlicht, womit er sich als Dichter seiner Kirche ausgewiesen hatte. Wie gespannt haben wir in jenen Tagen seinen Worten gelauscht, wenn es uns vergönnt war, ihn in der Mitte unserer Gemeinde zu haben! Wie empört waren wir, als nach dem Kriege in einer deutschen Universitätsstadt einige Überkluge und Unbelehrbare glaubten, ihm mit Spott und Ironie begegnen zu können! Bewegt und somit alles andere als geruhsam war sein Leben.

In den für ihn sehr entscheidenden Jahren des ersten Weltkrieges schrieb er die Verse:

Gerne will ich Kunde missen,  
die du selber mir verborgen.  
Nur von Gnade will ich wissen;  
nur um Gnade laß mich sorgen!

Der du sonderst und vereinst,  
was des Menschen Brust beseele;  
der in alle Herzen scheinest,  
weiß es, wie mein Herz sich quäle.

Wollest du den Dichter richten,  
der vergeblich ausgesendet?  
Nur die Gnade weiß zu schlichten,  
was versäumt, und was verschwendet.

Ach, und alles sei verloren!  
Blind aufs Antlitz hingerissen,  
klage, Knecht, vor Gottes Toren!  
Nur von Gnade will ich wissen.<sup>6</sup>

Bevor das Alter dem durchgeistigten Dichter die Feder aus der Hand nahm, sagt er uns noch:

Wir sehen hier durch einen Spiegel  
in einem dunklen Wort.  
Doch kommt der Tag und sprengt den Riegel  
und schiebt die Decke fort.



Denk keiner, daß er sich versäume:  
Er holt uns jählings ein.  
Wird jedem sein, als ob er träume,  
voll Lachens wird er sein.

Auch sorget nicht, dieweil wir darben:  
Der Weizen wird gemäht.  
Dann bringen wir getrost die Garben,  
die unser Schmerz gesät.<sup>7</sup>

Wer war dieser Rudolf Alexander Schröder? Wo haben wir seine geistliche Mitte zu suchen, die ihn als einen Zeugen des gegenwärtigen Gottes ausweist?

Wir haben ihn einen Dichter aus Vollmacht genannt. Es wird unsere Aufgabe sein, solche Aussage zu belegen und dabei die Quellen seiner Bevollmächtigung aufzuzeigen.

Bei einer solchen Unternehmung sind wir uns völlig bewußt, daß wir Menschen in einer vergehenden Weltzeit sind und in ihr oft blind, dem Irrtum und der Unzulänglichkeit verhaftet, unseren Weg gehen. Wir wissen aber sehr genau, daß wir hernach in der bleibenden Weltzeit, dem neuen Äon, alles kristallklar erkennen werden.

So vertrauen wir als Menschen, die unter einem Schleier leben, dem lebendigen Gott; er selbst wird uns erkennen lassen, was zu unserer Heiligung dient, und wird uns geben, was wir auf unserer Wanderung nötig haben.

## Unterwegs

Rudolf Alexander Schröder wurde am 26. Januar 1878 zu Bremen in der Ellhornstraße geboren und starb am 22. August 1962 in Bad Wiessee. Seine letzte Ruhestätte fand er in seiner Vaterstadt, der er bis zu seinem Heimgang in Liebe, Verehrung und Treue verbunden war.

Schröder war ein typisch niederdeutscher Mensch, mit den „Tugenden“ und, wenn man so will, mit den „Un-

tugenden“ eines Hanseaten behaftet. Wie seine Vorfahren, hatte auch er ein verbrieftes Recht, sich Bürger der „Freien und Hansestadt Bremen“ zu nennen.

Die Weser und das nahe Meer gaben der Hansestadt das eigentliche Gepräge. Bevor aber die Form ihres eigentlichen Lebensraumes ausgereift war, hat der Mensch mit viel Eifer und Beharrlichkeit Hand anlegen müssen, um sich diesen Lebensraum zu schaffen.

Unser Dichter wußte sehr genau, daß die Weser „unter Opfern und Mühen zu einer Straße des Weltverkehrs“ geworden ist.<sup>8</sup>

Friedrich Schiller hatte einmal von einer Reise an die Weser berichtet: „Leider von mir gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.“<sup>9</sup> Schröder greift in einem Vortrag diese Äußerung auf und sagt dazu: „Danach würde ich freilich mit der Aufgabe, vor Ihnen heute abend Weites und Breites von einer Landschaft zu reden, für deren namenlose Ungestalt selbst der Raum eines Distichons (Verspaares) zu weit erscheine, eine undankbare Aufgabe übernommen haben. Und ich gestehe, daß ich jenes schnöde Verslein dem großen Dichter zeitlebens verübelt habe. Schließlich war Schiller doch im Nebenamt ordentlicher Professor der Geschichte an der weimarschen Landesuniversität. Sollte er wirklich nichts von Hermann dem Cherusker gewußt haben, nichts von Wittekind und Karl, nichts vom heiligen Willhard, der von den friesisch-niederländischen Grenzgaun bis ins holsteinische Meldorf missionierend und kirchenbauend wirkte und schließlich in Blexen an der Wesermündung starb; nichts von St. Ansgar, dem Dänenbekehrer, nichts von Adalbert dem Großen, um nur die drei berühmtesten Leuchten unseres gemeinsamen Erzstiftes zu nennen?

So viel von der Weser . . .“<sup>10</sup>

Mit solcher Ironie konnte Schröder erfüllt sein, wenn unsachlich und in selbstherrlicher Weise geurteilt wurde. Daß nun mit solchen menschlichen Unzulänglichkeiten

auch unsere großen und größten Denker behaftet waren, soll uns in keiner Weise betrüben, denn auch sie sind nur Menschen.

Es ist immer erstaunlich zu lesen und dabei zu erfahren, wie unser Dichter nicht nur in der Geschichte lebte, sondern in ihr auch ein echtes Zuhause hatte. Diese Tatsache bewahrte ihn denn auch vor der Gefahr des „Kirchturmpatriotismus“.

Schröder fühlte sich den Menschen seiner Zeit schlecht-hin verbunden. Er war dem Städter ein Städter und dem Bauern ein Bauer. Alles war bei ihm so echt, weil er zu den wenigen zählte, die noch für das Ursprüngliche im Menschen ein rechtes Gespür hatten. So kam es auch, daß für ihn die historischen Begebenheiten nicht Zufälligkeiten eines chronologischen Ablaufs des Welt- bzw. Menschheitsdaseins waren, sondern alles seinen Platz im großen Mosaik des göttlichen Weltplans hatte, der zwar jetzt noch verschlüsselt, aber doch einmal erkennbar sein würde.

Unser Dichter erfaßte die Seele, die in allem doch immer noch das Leben ist. Von da her ist es verständlich, daß das Wörtlein „Heimat“ für ihn mehr bedeutete, als wir es sonst von vielen Aussagen her gewohnt sind.

Will's Gott, so komm' ich einst zur Ruh'  
bei meiner Jugendzeit Genossen  
und schließe meine Augen zu,  
wo sie mir früh die Welt erschlossen;

daß ich nach allem Auf und Ab  
und Hin und Her in fremden Landen  
mein Grab in dieser Erde hab',  
auf der mein Kinderbett gestanden.

Nah bei des Flusses schrägem Saum,  
an dem ich oft die Glieder streckte,  
da neben mir ein Weidenbaum,  
ein einziger, die Welt verdeckte.

O Heimaterde, grünes Rund,  
mir eins und beides, Wieg' und Hafen,  
hier will ich stehn auf deinem Grund,  
will hier in deiner Kühle schlafen.<sup>11</sup>

Um 1930 schreibt er eine Ode „Die Heimat“:

Ich habe nie nach lärmendem Lob gefragt;  
für Wen'ge sang ich. — Wissen's die Wenigen,  
weißt du nur, daß er war, und daß er  
deiner gewesen, genügt's dem Sänger.

In deinen Weiten wurde das Herz ihm weit.  
Von deiner Himmel ewiger Wanderung  
hat er geschworen, festzuhalten,  
was ihm zu halten gebührt, das eine,

das unser bleibt, wenn alles Geschenk der Zeit  
wie Wasser hingeht, alle Beseligung  
nicht einen Herzschlag, nicht des Auges  
Aufblick, den fragenden, überdauert.

Denn wir sind Wanderer, freilich, wir sind's. Es hemmt  
nicht Heimatgrund, nicht Schwelle, nicht Bann den Fuß  
des Eilenden; der fremd ins Leben  
wanderte, wandert hinaus, ein Fremdling.

Geh denn, geh vorwärts! Blicke dem Strom nicht nach!  
Belaß der raubbegierigen Schenkerin,  
was sie mit ihrer Flucht von hinnen  
führt, aber halte das Herz im Herzen

behutsam fest, ein Frommen, wo nichts gefrommt,  
dein, und das bleibt. — Wenn anderes nichts verblieb,  
Dank bleibt, und Treue bleibt: denn wo nähm'  
Treue die Flucht und der Dank ein Ende?<sup>12</sup>

Wenn Schröder auch der Heimat sein ganzes Ja gibt, so weiß er doch, daß er in ihr nur Pilger ist. Alles, was uns hier die Heimat an Geborgenheit zu geben in der Lage ist, kann nur ein schwacher Abglanz von der kommenden und bleibenden Ewigkeit sein. So erklärt es sich auch, was er in seiner Sammlung „Auf dem Heimweg“ Otto von Taube sagt:

Wer Heimweh hat,  
den dünkt es lang, zu warten  
auf Gottes Statt,  
auf Gottes Garten.

Wer Heimweh hat,  
der weiß ein Gut verloren,  
nach Gottes Rat  
ihm zugeboren.

Wer Heimweh hat,  
will weder Dach noch Klause;  
er sucht den Pfad  
nach Vaters Hause.

Wer Heimweh hat,  
hat Trost: Ihm ist beschieden  
die Ruhestatt  
in Gottes Frieden.<sup>18</sup>

Wenn wir auf das irdische Haus, das, was mit Händen der Menschen gemacht und somit der Vergänglichkeit zugeordnet ist, sehen, dann hat unser Dichter sich an den Bauten der Heimat und an der schier unendlichen Weite niederdeutscher Landschaft nie satt sehen können.

„Bauernland ist unser Land; Bauernland wird es bleiben. Wer es wirklich kennen will, kann es nur auf dem Wege über den Bauern kennenlernen. Dem Hamburger und Bremer dürfte diese Einsicht nicht schwer fallen. Er ist seit je gewohnt, ein eingesessenes Bauernvolk uralten Herkommens, uralter Rechte, streng und stolz gewahrter Sonderzüge vor seinen Toren zu wissen . . . Die Geschichte

unserer Städte mag eine Geschichte von Bischöfen, Bürgern, Händlern und Handwerkern sein; die Geschichte unseres Landes ist, wo sie am großartigsten und unvergeßlichst spricht, Bauerngeschichte. Dithmarschen, Kedingen und Stedingen, Hemmingstedt, Altesesch und Stade: Ich brauche nur diese Namen zu nennen. Die Abstammung von einem unsrer Bauerngeschlechter, bei denen die Losung ‚Lever dood als Slav‘ noch heute lebendig ist, gilt an der Unterelbe und der Unterweser auch dem altingesessenen Städter, wo er sich ihrer bewußt ist, als ein Adelstitel.“<sup>14</sup>

Mag jene Losung aus dem niederdeutschen Raum immer wieder im Verlauf der Geschichte von Tyrannen verfälscht worden sein, dennoch darf die Tatsache nicht verwischt werden, daß diese Losung dem Menschen im Blut liegt und an allen Enden der Erde eine unumstößliche Gültigkeit hat. Gerade in unseren Tagen bewegt sie wieder die Völkerwelt. Von den Gestaden der Meere ist sie nicht fortzudenken, und unser Dichter ist ja auch ein Kind von der Wasserkante.

Rudolf Alexander Schröder ist am Fluß, am Hafen geboren. Um dieses richtig erfassen zu können, müßte man selbst dort geboren und alledem so ganz zugehörig sein. Da kommen die Schiffe der seefahrenden Nationen und geben sich Tag für Tag am Kai oder im Strom ein Stelldichein. Dabei bringen sie eine ganz andere Atmosphäre mit als die, die uns die seichten und oftmals ordinären Seemannslieder meinen vorgaukeln zu müssen.

Im Hafen ist der Pulsschlag der weiten Welt spürbar, aus ihm und zu ihm tragen die Schiffe Kulturen von Kontinent zu Kontinent und weisen sich so als Boten der großen Völkerwelt aus. Das Abenteuerliche, das früher einmal zu einer Hafenstadt und zum Hafen gehörte, ist auch von den Meeren längst dem Aufrechten, dem Hellen, dem Menschlichen gewichen. Ja, man muß vom Rhythmus eines Hafens erfaßt gewesen sein, um zu begreifen, was es für unseren Dichter bedeutet hat, wenn ein Schiff langsam

stromabwärts ins Meer glitt und dabei der Stadt, dem Hafen und den Menschen seine Grüße entbot.

Nirgends auf der weiten Welt ist der Himmel so hell und nirgends ist er so weit wie am Meer, aber auch nirgends ist er so nah als da, wo am Horizont sich ein Schiff zeigt. Die von der Wasserkante wissen mit unserem Dichter um jene Wasser, welche die Kontinente verbinden. Sie wissen etwas von der Sonne und den Stürmen, von der Freude und dem Leid. Aber über allem, und das geht mit ihnen durchs Leben, herrscht jene Macht, die den Menschen nicht bis in alle Ewigkeit vor „Topp und Takel“ treiben läßt. Nicht der „blanke Hans“ ist das Letzte, sondern der, der den Menschen im großen Dennoch des Lebens in seinen Händen hält. Und so sind sie alle, die an den „großen Teichen“ wohnen, ob im Norden, Süden, Westen oder Osten, in Freud und Leid verbunden. Die unsichtbaren Verbindungslinien lassen sie aber zu Bürgern dieser Welt werden. Ist es da noch etwas Besonderes, wenn Rudolf Alexander Schröder ein bedeutender Europäer und Weltbürger genannt wird? Bürger in der Welt des lebendigen Gottes zu sein, sollte er vorleben.

Noch im Alter hat sich der Dichter an viele Einzelheiten seiner Kinderzeit erinnern können. Von dem Haus, in dem er geboren wurde, schreibt er: „Auch unser Haus — denn dies Haus, in dem ich zur Welt kam und bis zu meinem zehnten Lebensjahre wohnen durfte, empfinde ich als ‚unser Haus‘, die späteren nur mit Einschränkung — lag in einem Quartier, das damals noch in vollem Umfange als vorstädtisch anzusehen war, während es heute schon in bedrohliche Nähe des Stadtinneren und der Überflutung durch den Geschäftsverkehr gerückt ist. Unser Haus stand Mauer an Mauer mit anderen, gleichartigen; Nachbarn und Gegenüber, alle freundlich und im zierlich geschmückten Stil des späteren Berliner Klassizismus erbaut, der noch über die siebziger Jahre hinaus im ganzen Norden der beherrschende war . . . Als ich nach der mit dem Ableben meines Vaters gegen Kriegsende erfolgten Auflösung

unseres späteren, weit von der Stadt in einem großen Garten gelegenen, schönen und geräumigen Familienhauses in die Vaterstadt zurückkehrend mich nach einer neuen Behausung umzusehen hatte, hegte ich keinen dringenderen Wunsch als den, der alte Herr, der nun schon seit Jahrzehnten vergnügt und zufrieden in ‚unserm‘ alten Hause wohnte, möchte von einem plötzlichen Ekel an seinem Besitz befallen werden.“<sup>15</sup>

Wie sehr dem Dichter das Haus als „sein Haus“, als ein Stück Heimat lebendig war und wie sehr er auch in späteren Jahren noch darin lebte, zeigt uns eine Begebenheit, die er uns selbst aus späterer Zeit berichtet: „Aus solcher symbolischer Einmaligkeit und Einprägbarkeit des Jugenderlebnisses erklärt sich mir denn auch, daß ich später bei meinem ersten Besuch in Wien, als ich schon ein Dichter und Herausgeber der ‚Insel‘ war, in dem altertümlich schönen, ebenfalls zwischen Mauern in der Breite des Hauses gefaßten Vorstadtgarten Beer-Hofmanns mich für einen unbewachten Augenblick gleichsam in meiner eigenen Kinderzeit getroffen und gekränkt fühlte, als mein Freund Hofmannsthal in einer Mißlaune äußerte, er finde derartige Reihengärten ‚proletarisch‘.“<sup>16</sup>

Rudolf Alexander Schröder entstammte einem frommen Elternhause, das sich im Gewirr der verschiedenartigsten kirchengemeindlichen und theologischen Auffassungen, die alle mit einer unversöhnlichen Radikalität gegeneinander im Streit lagen, einer pietistischen Gemeinde angeschlossen hatte. Diese galt als ausgesprochen „positiv“, ihr Seelsorger war der feinsinnige und bibelgläubige Pastor Otto Funcke.

Der Vater unseres Dichters war ein weitgereister Mann. Die Eltern hatten ihre ersten Ehejahre in Indien verbracht, wo ihnen auch das erste Kind geschenkt worden war. Eine besondere Liebe hatte der Vater für die Äußere Mission, und so wurde er, nachdem er schon zuvor in die Leitung seiner bremischen Heimatgemeinde gerufen war, zum Präses der Norddeutschen Missionsgesellschaft bestellt.



Dieses Amt erforderte in erster Linie nicht nur ein hohes Maß an Können und Verantwortungsbewußtsein, sondern insbesondere eine glühende Liebe zum Herrn der Kirche, der täglich neu den Befehl zur Arbeit in seiner Ernte gibt. Siebenundzwanzig Jahre hindurch hat der Vater des Dichters der Verbreitung des Evangeliums in der Welt dienen dürfen.

Im häuslichen Leben der Schröders spielte damals Spenglers „Pilgerstab“, ein Andachtsbuch, eine gewichtige Rolle. Der Vater nahm die täglichen Andachten sehr genau und ernst; er sah sehr darauf, daß keiner in der immerhin stattlichen Hausgemeinde fehlte.

Das Familienleben war sehr abwechslungsreich; nicht nur, daß die Mutter die Veränderung in der Aufstellung des Mobiliars liebte und man neben dem Haus in der Stadt für den Sommer noch ein Landhaus zur Verfügung hatte, sondern die verschiedenartigsten und reichlichen Besuche brachten immer Neues in den Tagesablauf. Neben der Großmutter, der Stiefmutter des Vaters, von der Rudolf Alexander Schröder schreibt, daß sie ein „liebvolles Herz ohne Falsch und Fehle“<sup>17</sup> hatte, waren fast ständig Tanten, Onkel, Vettern und Kusinen anwesend. Die Behausung (diesen Ausdruck finden wir oft bei Schröder) auf dem Lande oder in der Stadt war immer Mittelpunkt der gesamten Familie. Aber nicht nur die Familie fand sich da ein, sondern auch andere Besucher kamen und gingen.

„Ab und zu saß auch ein Geschäftsfreund mit bei Tische; dann gaben Tafel und Keller sich einen etwas weltsicheren Anstrich, als es sonst bei den strikten Grundsätzen des Hausherrn der Fall war. Aber auch andere, ungewöhnliche Gäste fanden den Weg zu unserem Mittagstisch: wohl-empfohlene Kandidaten der Theologie, von denen einer ein ganzes Jahr in unserm Hause wohnte, ohne sich hernach auch nur mit einer Zeile für das genossene Gute zu bedanken, reisende Pastoren und andere Gottesmänner; vor allem die Sendboten der evangelischen Heidenmission,

für deren Arbeit mein Vater die lebhafteste und tätigste Begeisterung äußerte. Manchmal standen diese Missionare vor der Ausreise und waren bis zu ihrem Abgang an Bord des Schiffes zu betreuen und zu bewirten; ein andermal kehrten sie mit Frauen und Kindern bleich und abgezehrt aus dem mörderischen Klima der afrikanischen Westküste für eine kurze Erholung in die Heimat zurück und mochten, eben von Bord des Dampfers kommend, — besonders die Frauen — altfränkisch genug aussehen. Bisweilen brachten sie auch einen oder zwei Negerknaben mit sich, die irgendwo auf eine Missionsschule im Württembergischen expediert werden sollten.“<sup>18</sup>

Die Mutter war für Rudolf Alexander Schröder der Inbegriff der Liebe und Güte. In einer Schilderung vom Heiligen Abend öffnet er sich weit und läßt uns einen tiefen Blick in all das tun, was er empfand.

„Denn, war bei der vorbereitenden Feier im eigentlichen Weihnachtszimmer der seines Amtes als Hausprediger waltende Vater die Hauptperson gewesen, hatte er auch noch an der Festtafel als Vorsitzender und Verteiler guter Leibesgaben die Hauptrolle gespielt, so trat er nunmehr völlig hinter unserer Mutter zurück, die trotz aller Müdigkeit und ‚Abgekämpftheit‘ zwischen uns saß, strahlender als der Christbaum selbst und die unergründlichste aller mütterlichen Künste ühend, indem sie jedem einzelnen von uns nicht einen Teil, sondern die ganze überströmende Wärme ihrer Mutterliebe spendete. Geborgenheit! Fühlte man sie auch immer in der Nähe der Mutter, selbst noch, wenn sie zürnen und strafen mußte, in diesen Festtagen fühlte man sie doppelt und dreifach. Mochte das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeiten, der eigenen Verfehlungen mitunter noch so deutlich und drückend sein, in ihrer vollkommenen Liebe, vollkommenen Gerechtigkeit und Güte wußte man sie ausgeglichen und ausgewogen. Sie sprachen aus der sanften, leuchtenden Tiefe der schönsten Augen, aus dem Klang der wärmsten und süßesten Stimme, in die wir jemals geblickt, die wir jemals

vernommen, immer; aber nie so wie in diesen weihnachtlichen Abendstunden.

Wenn es ein Geschenk von Mensch zu Mensch, wenn es Segnungen, von Erdenkindern an Erdenkinder ausgeteilt, gibt, die völlig unverdankbar, mit keinem Wort und keiner Tat liebevoller Erwidierung zu entlohnen, so ist es das Geschenk und der Segen, die in der Liebe und Fürsorge einer frommen und guten Mutter ihren Kindern zuteil werden. Mögen ihr's die Kinder noch so herzlich danken, mögen sie ihr ihre Sorge noch so liebevoll erleichtern — und wieviel Kinderdank und kindliche Erwidierung besteht im Gegenteil, in Erschwerung und Nichtachtung dieser Fürsorge! —, völlig auszugleichen würde die Rechnung niemals sein; und das ist gut, denn gerade auf diesem Verhältnis beruht die unvergleichliche Kraft und Eigenschaft dieser Liebe, die über das Grab hinaus Kinder und Kindes- kinder umfaßt und segnet. — ‚Unser Vater im Himmel‘, das ist die Formel, mit der wir den höchsten uns unzugänglichen Begriff, die höchste uns ersinnbare Forderung umschreiben, und bei ihr soll es gewiß auch bleiben. Aber die Stellvertreterin dieses himmlischen Vaters auf Erden ist doch die Mutter. Nur sie fühlt sich in einem ebenso aussprechbaren Sinne als Schuldnerin ihrer Kinder, wie Gott sich als Schuldner seiner Schöpfung empfindet. Sie hat sie in sich getragen und aus sich entlassen in einem Vorgang über alle Vorgänge, einem Opfer über alle Opfer.“<sup>19</sup>

Neun Geschwister hat unser Dichter gehabt, er war das fünfte Kind in dem Kreise und war in der Familie der „Rudi“. „Meine kleinen und kleinsten Geschwister! Ich wüßte nicht, daß ich irgendein Wesen in der Welt mit ehrfürchtigerer Liebe geliebt hätte als sie . . .“<sup>20</sup>, so bezeugt er es uns. Es waren im wahrsten Sinne des Wortes gesegnete Jahre der Jugend, die die Kinder unter der fürsorgenden Obhut der Eltern verbrachten. „. . . unsere frühe Kindheit steht mir wie ein einziger Sonnentag vor der Erinnerung.“<sup>21</sup>

Wen sollte es da wundern, daß den Dichter diese Zeit bis an sein Lebensende begleitet hat? Was ihm sein „Daheim“ bedeutete, läßt er uns durch sein im Jahre 1931 erschienenenes Prosawerk wissen, das er unter dem Titel „Der Wanderer und die Heimat“ seinem Freunde Rudolf Borchardt zugeeignet hat. Der Wanderer ist unser Dichter und die Heimat sein Elternhaus im niederdeutschen Raum.

„Der Wanderer ging den Weg aus der Stadt hinaus zu dem Landhause seiner Eltern. Eigentlich war es nicht der richtige, jedenfalls kaum der nächste Weg; er hätte einen Bogen machen müssen, um aus dem Schatten der hohen Eichen und Eschen heraus über den nochmals von Bäumen und Rasen flankierten breiten Wassergraben hinüber und dann weiter über eine große geplante, aber bislang nur spärlich bebaute Verbindungsstraße an den Heerweg zu gelangen, in dessen erster Biegung links, von der Stadt her gesehen, das Haus, eigentlich nur das Häuschen lag, in dem er jetzt wohnte.“<sup>22</sup> — „... Er stand schon an jener ersten Straßenbeuge, im stärkeren Abendwind, um die Straßenbahn abzuwarten, die hier vorbeikam. Er wußte, es würde schwierig sein, hineinzuspringen, nahm, als sie heranläutete, einen Anlauf; aber schon war sie läutend und kreischend vorbei, Zuruf und Nachlaufen umsonst. ... Mit der zweiten erging es ebenso, beinahe auch mit der dritten. Aber da griff ihn eine kräftige Hand und zog ihn hinauf.“<sup>23</sup> — „... Er hatte sich schon entschlossen, vorschriftsmäßig die etwas weiter gelegene Haltestelle abzuwarten, als sein Vater, den er bisher nicht im Wagen gesehen, rasch und grußlos nach seiner Weise an ihm vorüber aufs Trittbrett trat und in der sausenden Fahrt absprang. ‚Er soll es doch nicht tun, er soll’s nicht tun, er ist doch erst neulich dabei zu Fall gekommen, und das bei seinen Jahren!‘ — Aber schon war er — im vollen Schrecken über das doppelte Wagnis — hinterdrein gesprungen und erreichte den Vater, der gerade das Schlüsselbund aus der Tasche geholt hatte, um das Gittertor aufzuschließen. ‚So, bist du da?‘ — Es war die gewohnte, kurze

Begrüßung; aber der Blick unter den dichten Brauen hervor und der lange, feste Händedruck sagte alles übrige. Man war wieder einmal daheim.“<sup>24</sup> Daheim, das Wörtlein hatte für ihn einen besonderen Klang, es war fast mehr als Musik. Daheim bei der Mutter sein zu können, das war noch in seinen reifen Mannesjahren die Sehnsucht seines Herzens.

„Er sah nur die Mutter.

Sie stand — näher dem Hause als die übrigen — still, wie in Gedanken unter einem stark austreibenden, frisch gepfropften Apfelbaum, vor einem der kleinen Rasenstücke, dicht neben dem Wasserkran, der, von dicken Irisstauden umgeben, an der vorderen Rasenkante der Bewässerung des Gartens diente. Die leere Gießkanne lag daneben. Der Wanderer wußte nicht; war er vor seiner Mutter in die Knie gesunken, oder stand er noch aufrecht? Er fühlte auch hier keinen Boden unter den Füßen, er sah nur die Gestalt seiner Mutter, wie sie dastand, still und ernst, und ihn mit einem jener tiefen Seelenblicke ansah, die ihm nur zu wohlbekannt waren. — Es war Geborgenheit in ihnen, Schutz und Ermutigung, Unschuld und Vergebung, es war der Anfang und das Ende der Welt.

... ‚Komm!‘ sagte die Mutter, wie zu Anfang, weiter nichts. — Und nun waren ihre Hände auch schon ganz dicht vor, nein über dem Gesicht des Wanderers; er fühlte sie mehr, als daß er sie sah. Sie mußte, während sie das Wasser aufdrehte, heimlich ein linnenenes Tuch unter den Kran gehalten haben; jetzt legte sie die linde, kühle Leinwand mit sanftem, nachglättendem Druck auf seine Stirn. Das tat wohl; denn der Wanderer spürte gerade in diesem Augenblick das Brennen unter seinen Augenlidern stärker, als er es die ganze Zeit vorher getan.

‚Warum hast du denn so geweint?‘ sagte die Mutter. ‚Komm, du mußt nun nur noch einmal einschlafen; nur einmal noch, und dann — —‘. — Noch einmal spürte er die wohltuende Feuchte und die lieben, sachten Hände auf seiner Stirn. — Da war aber auch schon alles dunkel.

Der Wanderer war aufgewacht. Er fühlte, wie er die Stirn ein wenig hob, daß das Kopfkissen an der Stelle, wo sie geruht hatte, von seinen Tränen völlig durchnäßt war.“<sup>25</sup>

Schröder verlegt hier seine Heimat, sein Zuhause ins Totenreich und läßt uns dabei an seiner Zuneigung, an seiner Liebe und wohl auch an seinem Heimweh teilnehmen. Aus Krieg und Elend zurückkehrend, erlebt er traumhaft das, was in seinem Herzen lebt.

Unser Dichter hatte schon als Kind ein tiefes, fürsorgendes Gemüt. Kindliche Grobheiten lagen ihm fern, doch lassen wir ihn selbst erzählen: „... ich wälze mich auf dem sonnigen Rasen und tolle mit unserm Hund. ‚Schnauz‘ war sein Name; und ein Schnauzer war er auch der populären Terminologie nach. Aber mitten im Tollen und Spielen halte ich inne und ziehe den vierbeinigen Gefährten wehmutsvoll an meine Brust; denn plötzlich war mir klar, daß all meine Liebe und Zärtlichkeit ihm nicht zu helfen vermöge gegenüber der Tatsache, daß er keine unsterbliche Seele besitze.“<sup>26</sup>

Aus dem geliebten Elternhaus zog Rudolf Alexander Schröder in die Welt hinaus, um ihr als Architekt, Maler, Verleger und vor allem, was sonst noch in ihm war, als Dichter zu dienen. Mit dem Abitur in der Tasche tat er den Schritt ins Leben und leistete ohne die von einer bürokratischen Maschinerie geforderten sonstigen Legitimationen auf allen Gebieten seiner Veranlagungen Erstaunliches. Was er in Angriff nahm, zeugte in der Ausführung von einer überraschenden Meisterschaft. Kein Wunder, daß er sehr bald ein beehrter Mann wurde. Die Welt, die große und die schillernde, eröffnete sich ihm, damit sie ihn zu ihren Kindern zählen könnte.

Im Jahre 1897 finden wir Schröder in der großen Metropole an der Isar inmitten der verschiedenartigsten Meinungen und Stilversuche, wie sie um die Jahrhundertwende in den Kreisen der malenden, schreibenden und musizierenden Kunstjünger gepflegt wurden.

In diesem Zusammenhang erscheint die Äußerung wichtig, die Schröder später in einem Brief an einen Heimkehrer, rückschauend auf seine damalige Umgebung und Zeit, tut.

„Wir. Wer waren ‚wir‘? Ein Häuflein jüngerer Dichter, Musiker, Künstler zwischen zwanzig und dreißig Jahren, vielfach in scharfer Opposition gegen das meiste, das vorhergehende Generationen hochgehalten, untereinander im lockeren Zusammenhang, der in feste, eifersüchtig gewährte Pflichten und Ansprüche gesonderten bürgerlichen Welt um uns her fremd, eher feindlich. Denn auch die von uns, die ihr Heim und ihre nächste Freundschaft nicht just in Schwabing oder im Zigeunerquartier anderer Großstädte hatten, lebten doch als Glieder einer Gilde von Einzelgängern, die ihre Begriffe von Pflicht und Recht, von Wahr und Falsch, von Gültig und Gleichgültig nur auf sich selbst und ihr eigenes Treiben bezog. Kein Wunder also, daß auch unsere Dichtung und Kunst immer mehr zum Reservat der zunächst an ihnen beteiligten Kreise und damit immer entschiedener aus dem lebendigen Zusammenspiel der Kräfte ausgeschaltet wurde. Was mich selber betrifft, so hat mich schon von meinem letzten Gymnasialjahr an das Gefühl nicht losgelassen, ich lebe in einer dem Untergang zuneigenden Welt. Was hernach Spengler in Thesen gefaßt hat, die freilich nicht in jeder Einzelheit Stich halten, ist als Stimmung und Ahnung, aber auch oft genug als deutliche Wahrnehmung und Einsicht vom Ende der neunziger Jahre ab mit mir gegangen; oft genug hat sich mir, wenn ich über den Berliner Kurfürstendamm oder an den marmornen Nichtigkeiten der sogenannten ‚Puppenallee‘ oder einer sonstigen monumentalen Fehlgeburt der wilhelminischen Ära vorüberging, das ‚Wie lange noch?‘ auf die Lippen gedrängt.“<sup>27</sup>

Kurt Ihlenfeld, der mit unserem Dichter bis zu dessen Heimgang befreundet war, bemerkt zu dieser Zeit: „... so bei Rudolf Alexander Schröder in dem Sympathisieren mit einer damals, um die Jahrhundertwende, weitverbreiteten

ästhetisch-literarischen Lebensstimmung. Ausgestattet mit einem schon in sehr jungen Jahren überreich quellenden Formtalent, hat er dieser Stimmung seinen Tribut gezollt.“<sup>28</sup>

Bei alledem, was er hier in München erfährt und womit er sich innerlich und äußerlich auseinanderzusetzen hat, hilft ihm ein wenig seine Selbstsicherheit, die ihren eigentlichen Nährboden in der, wenn man so will, niederdeutschen Art hat, die grüblerisch-nachdenkend die Dinge zunächst auf ihren Ursprung und zugleich auf ihre Absicht prüft, um dann, wenn selbst gefestigt, sich der Sache, dem Auftrag fest zu verschreiben oder dem Ansinnen ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen.

Hier in München gründete Schröder mit seinem um ein Jahr jüngeren und begüterten Vetter Alfred Walter Heymel und dem schon aus mancherlei Gründen im Brennpunkt der Kritik stehenden Otto Julius Bierbaum die Zeitschrift „Insel“.

Wie überlegt der kaum 21jährige Rudolf Alexander Schröder diese Arbeit als Aufgabe in Angriff nehmen wollte und wie er dann gegen seinen eigenen Willen, um zu retten, was noch zu retten war, mitmachte, zeigen uns seine eigenen Aufzeichnungen.

„Ich war im Herbst 97 von der Schule nach München gekommen; mein Vetter Heymel folgte mir im Abstand eines Jahres. Wir hatten in den ersten Wintermonaten oft eifrig einen Plan besprochen, den wir schon auf der Schulbank gemeinsam gefaßt, und der dahin ging, daß wir, einmal mündig geworden, eine Zeitschrift literarisch-künstlerischen Charakters herausgeben wollten, die in Deutschland Epoche machen sollte, ähnlich etwa wie die eine oder die andere der uns damals bekannten englischen Zeitschriften. Nun hatte ich allerdings dies ‚mündig‘ für meine Person nicht eigentlich als einen Kalenderbegriff im Auge gehabt, sondern gemeint, wir würden zuwarten, bis uns eigene Erfahrung und eigenes Wissen genug zuge wachsen wären, um ein derartiges Unternehmen zu wagen.



So war ich denn einigermaßen betroffen, als Heymel mir schon im März des Jahres 99 mit der Eröffnung kam, Otto Julius Bierbaum, der etwa fünfzehn Jahre ältere und schon Berühmte, den wir beiwegelang irgendeinmal kennengelernt, habe sich unserm Plan angeschlossen, und die Zeitschrift solle noch in diesem Jahr gemacht werden. — Ein so jähes Vorgehen lag durchaus nicht in der Linie meiner Wünsche. Ich sah bei allem, was meine grüne Jugend sich zutrauen mochte, doch einige der Schwierigkeiten voraus . . .<sup>29</sup>

Schröder wollte mit der Zeitschrift ein Organ schaffen, das eine wegweisende Aufgabe in der im geistigen und im künstlerischen Umbruch befindlichen Zeit ausfüllen sollte. In Bierbaum sah er nicht nur den Älteren, der nur allzusehr geneigt war, die Jüngeren in einer mehr zweitrangigen Rolle zu verwenden, sondern seine gesamte Auffassung behagte dem jungen Schröder nicht, denn schon in der künstlerischen Aussageweise und Absicht mußten sie getrennte Wege gehen. Schröder hatte sich im Gegensatz zu Bierbaum den von England kommenden und aufs Festland übergreifenden kunstgewerblichen Einflüssen geöffnet. Dies alles hat hernach bei der Herausgabe der Zeitschrift des öfteren zu Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit geführt. Auch darf in diesem Zusammenhang die jeweilige geistige Grundhaltung der beiden Männer nicht unerwähnt bleiben. Bierbaum setzte den Kosmos mit Gott gleich; hingegen Schröder, der noch in der Tradition seines Elternhauses lebte, hielt an einem persönlichen Gott fest.

Die „Insel“ ging bald in andere Hände über; unter neuer, sehr geschickter Leitung wuchs langsam der bis in unsere Tage sehr angesehene Insel-Verlag, dem Schröder hernach als Autor angehörte. Auf jeden Fall hatte sich, aufs Ganze gesehen, der Einsatz mit der „Insel“ gelohnt, und all die Sorgen und Mühen waren somit nicht vergeblich gewesen.

Rudolf Alexander Schröder konnte mit Befriedigung auf

seine Arbeit zurückblicken; er hatte neue Wege gewiesen, die bis in unsere Tage noch volle Gültigkeit haben, und einiges davon möchte auf diesen Seiten einen Niederschlag finden.

Wie sehr er das wahre Gesicht jener Zeit erkannt hatte, soll uns seine Bemerkung zeigen, die er später einmal im Blick auf das, was ihn damals bewegte, gemacht hat:

„Was hätten damals freilich auch unsere Kraft und unser Wille gegen eine, als wär's von einem Tag zum andern, an hundert Stellen zugleich sich anmeldende Geisteshaltung auszurichten gewußt, die alles Bestehende nur im Zerrspiegel ihrer eigenen Fratzenhaftigkeit zu gewahren vermochte und bald heimlich schleichend sich einnistete, wo wir eben noch gewöhnt hatten, unserer Welt und Freunde sicher zu sein, bald mit dem offenen Hohn des Zerstörungswillens auftrat, der nicht nur das Faule faul, sondern auch das Heilige unheilig, das Ehrwürdige ehrlos schalt?“<sup>30</sup>

Nicht im „literarischen Tagesbetrieb“ findet eine Zeit das, was wir ihren literarischen Ausdruck nennen. Diesen kann sie nur durch ihre Dichter und Denker erhalten, die in der Verantwortung und Treue zu der ihnen aufgetragenen Sache stehen und dabei ohne Menschenfurcht ihren Weg gehen.

Rudolf Alexander Schröder hat in einer Gedenkrede „In memoriam Hugo von Hofmannsthal“ 1929 gesagt: „Verantwortung ist die Signatur jedes Dichterloses. Wer sie nicht auf sich nehmen will, der wird nicht bestehen. Hier war ein Dichter, dessen Los es war, die Last der Welt auf schwachen Menschenschultern durch den Strom der Zeit zu tragen.“<sup>31</sup>

Was er hier aussagt, war in ihm letztlich schon in den Tagen, da er in München seine ersten Schritte als Schriftsteller wagte, lebendig. Somit ging Schröder, beseelt von der Verantwortung und Treue zum dichterischen und damit zum künstlerischen Auftrag, seinen Weg von frühester Jugend an. Aus alledem sind dann bei ihm die Ströme

des ewig Gültigen geflossen, die auch gerade darum edelste Größe und wahrhaftigste Schönheit in diese Welt ausstrahlen, weil sie sich zur Effekt- und Sensationshascherei verhalten wie Feuer zu Wasser.

Im Leben unseres Dichters hatte alles sein Eigengewicht, und gerade jetzt, wo sein Leben und sein Werk abgeschlossen sind, wird dies um so deutlicher. Wenn wir hier mit Nachdruck auf die Verantwortung und Treue im dichterischen Bereich hingewiesen haben, so wollen wir, wenn auch mit wenig Sätzen, sagen, warum beides so wichtig ist.

Dichtung ist Leben, und Leben wirkt Dichtung. Das mögen kühne Aussagen sein, die sicherlich manche kritische Überlegung nach sich ziehen, aber wir dürfen nicht weichen, weil das Wort, das durch die Zeiten klingt, in die Tiefe will; es will uns erfassen, formen und tragen. Das große Mehr alles Lebens, das über das Sicht- und Greifbare hinausgeht, bedient sich der Dichtung.

Wer daher den dichterischen Auftrag in dieser Weltzeit nicht in Treue und Verantwortung erfüllt, der vertauscht Dichtung mit Spielerei. Wie man nicht mit Brot spielen darf, ohne schuldig zu werden, so darf man auch nicht mit den geistigen und geistlichen Gütern spielen, es sei denn, man hat sich der Diesseitigkeit völlig ergeben und lebt nur mit und von dem, was vor Augen ist.

Unser Dichter weiß um das Wahre und Bleibende der geistigen und geistlichen Güter und ruft uns in die Verantwortung und Treue, weil sie uns als ein besonderes Lebensbrot gegeben sind; denn durch sie soll unser Leben ein wenig von dem Glanz erfahren, der sein Zuhause da hat, wo das Wort in der Ursprünglichkeit seiner Aussage in persona in Herrlichkeit thront.

Schröder hat es in mancher Beziehung seiner Umwelt nicht leicht gemacht, wenn seine Gedanken in die Tiefe und in die Weite schweiften und er dabei hohe Anforderungen an sich als den Autor und an seine Leser stellte.

Im Jahre 1909 hat er in den „Süddeutschen Monats-

heften“ einen Aufsatz veröffentlicht, der die Überschrift „Blätter für die Kunst“ trug. Hierin setzt er sich mit der Literatur seiner Zeit auseinander. Leidenschaftlich wendet er sich gegen Stefan George, dem er Ehrfurchtslosigkeit gegenüber der Sprache und insbesondere auch gegen Goethe vorwirft. Auch konnte er Rainer Maria Rilke, von dem er sich nach anfänglicher Freundschaft hat trennen müssen, nicht mehr seine Bewunderung und seinen Beifall spenden. Und doch, und darin zeigt sich die Seelengröße unseres Dichters, hielt er im Jahre 1928 eine Rede im Gedenken an Rilke, in der er ausführte: „... Und doch ist es mir, als dürfte ich dem Hinübergegangenen noch heute, und heut zuversichtlicher als je, die Hand geben, die ich dem Lebenden früher so oft leichten Herzens gereicht, ohne zu bedenken, was von den Trümmern, die die enteilende Lebenszeit unablässig neben uns aufhäuft, ein solcher Händedruck zu bedeuten und zu verantworten habe. Es ist mir, als dürfte ich ihm zurufen: Laß uns nicht weiter fragen und rechten! Wenn wir hier in unsern Irrtümern leiden und andere an ihnen leiden machen, um uns dereinst unserer Erkenntnis zu freuen, so wird diese Freude drüben nicht ohne Bedürfnis und Möglichkeit der Mitteilung sein; denn den, der im Irrtum wie in der Erkenntnis einsam und furchtlos beharren möchte, wird es drüben wie hüben niemals geben.“<sup>32</sup>

Rudolf Alexander Schröder hat nie das Experimentelle geliebt, wie es oft, allzuoft, Kunstjünger auf die Fahnen ihrer Zeit geschrieben haben und immer noch schreiben. Nicht durch hochtrabende Begriffe erfaßt man die Wesens-tiefe einer Zeit; sie tut sich nur dem auf, der aus seinem Denken alle Effekthascherei verbannt und somit dem „Wollen“ entsagt, um dem „Müssen“ in Verantwortung in aller Bescheidenheit und mit viel Respekt Raum zu geben. Unser Dichter, getrieben und gefordert vom großen „Müssen“, hatte ein Geländer, stand in der Reihe derer, die den Zeiten das sicht- und hörbare Gesicht verleihen.

Hier liegen auch die Gründe, warum er nie ein „Neu-

töner“ sein konnte. „Das Gefühl des Eingegliedertseins in einen jahrtausendealten Zusammenhang hat auch im übrigen die Ausgangspunkte meiner dichterischen Arbeit bestimmt. Namentlich in der Richtung, daß ich mich niemals als ein Neubeginner, Neutöner oder Verhänger neuer Tafeln, sondern als Fortsetzer mitunter sogar – und zwar mit Vergnügen – als Wiederholer empfunden habe. Frühes Bewußtsein und spätere Erkenntnis der Kontinuität alles echten Geschehens hat mich dahin belehrt, daß die Gattungen und die Themen der Poesie seit ihrem ersten Hervortreten die gleichen geblieben sind. Wie ihr Ursprung, hinter Menschengedenken zurückreichend, kaum minder geheimnisvoll ist als der Ursprung der Sprache selbst, so ist ihre Zahl konstant. Sie läßt sich nicht beliebig vermehren. Was innerhalb dieser Konstanz an Neubildung, an Entwicklung, an Weitererzeugung vor sich geht, geschieht auf dem Wege der Variation oder Permutation (Bildung von Zusammenhängen).

Dabei wäre es freilich das Verkehrteste auf der Welt, wollte man im Hinblick auf diese Tatsache meinen, man dürfe sich mit dem schon vorhandenen Gut begnügen und brauche neuen Varianten der ewig gleichen Aussage keinen Raum zu geben. Kunst und Dichtung gehören zu den unabweislichen Bedürfnissen der menschlichen Physis und Psyche; man kann sie ebensowenig abstellen wie das Atemholen. Sie gehören als Dienerinnen in den Vorhof der höchsten Erkenntnisse, eigentlichen Bestrebungen und Gewißheiten der Menschheit und der ihnen zugrunde liegenden und sie immer von neuem bestimmenden Offenbarung.

Über die verschiedenen Stufen solchen Dienstes wäre ein Langes und Breites zu sagen; aber diese Zeilen sind nicht der Ort für eine Untersuchung, die, ernsthaft betrieben, ohnehin an der unübersehbaren Vielfalt der Vorgänge scheitern müßte, deren gesetzmäßiger Verknüpfung ihr Nachweis zu gelten hätte. Auf alle Fälle jedoch machen diejenigen, die gelegentlich unter uns behaupten, sie

hätten der Dichtung neue Felder oder gar neue Gattungen erobert, sich eines Irrtums schuldig, der seine Strafe in sich selber trägt. Er gehört zu den Fehlschlüssen einer Zeit, die seit langem vergessen hat oder vergessen zu dürfen meint, wo das Gesetz alles Lebendigen urständet und wohin es zielt. Der Schlager in allen seinen Schattierungen, das Lichtbild in allen seinen Wucherungen sind der kennzeichnende Scheinbesitz von Generationen, die der Übermut ihres Alleskönnen- und Allesdürfenwollens gerade auf dem Gebiet zur Unfruchtbarkeit verurteilt, auf dem ungeschriebene, aber unverbrüchliche Gesetze vom Menschen unter anderm eines fordern: Ehrfurcht vor dem Überlieferten.“<sup>33</sup>

Schröder hat uns die klassische griechische Geisteswelt wieder neu erschlossen, er hatte einen weiten Blick, der Himmel und Hölle umfaßte. Indem er ein Leben von unnachahmbarer Vielfalt und Tiefe lebte, durchstreifte er die geistlichen und geistigen Bereiche, die uns zur Reifung gegeben sind. Seine Seele war von einer Liebe erfüllt, die so überreich war, daß sie durch ihre Mitteilsamkeit das wahre göttliche Licht in manchen Herzen entzünden konnte und somit den Dienst des Weiterreichens, den dichterischen Auftrag erfüllte. Mit dem allem wurde er oftmals zum Belagerer der Finsternis.

Rudolf Alexander Schröder beherrschte die fast unausschöpfliche Formenwelt der Antike mit einer kaum zu erreichenden Meisterschaft. Aber sie war ihm nicht alles; denn wie der Klang erst das Instrument zum Instrument werden läßt und solches nur geschehen kann, wenn er dem Instrument, der Form, entweicht, so muß auch das Wort aus der Form heraus. Das Innere, das in die Form Gegossene, muß hörbar werden, die Schwingungen müssen es tragen, damit es der Welt in Harmonie und Disharmonie dienen kann. Und alles muß geschehen, weil dem Wort vom Urstand her Leben gegeben ist.

Schröder war es gegeben, im dichterischen Müssen das zu erkennen, was der Form entweicht, um Leben zu wirken.

Dabei ging er in aller Bescheidenheit und Vornehmheit seinen Weg. In seiner Arbeit wuchs er an den großen Vorbildern der Geistesgeschichte, in vielen Dingen zeigten sie ihm Maß und Ziel und füllten dabei seine Welt.

Unser Dichter ist klassisch im wahrsten Sinne des Wortes. Was im Schmelztiegel der Geistesgeschichte Gültigkeit erlangt hatte, konnte in ihm organisch verbunden im Heute weiterleben. Er, der sich auf seiner großen Lebenswanderung ständig einem Reifeprozess hingab, er, dem es gegeben war, der Hybris des Vollendetseins zu widerstehen, wurde so der Berufene, um den rechten vom unrechten Samen für das „Weiter“ zu scheiden und den keimenden, den lebensvollen in diese Welt zu reichen. Indem er sich der Formung nicht widersetzte, vollzog sich in ihm ein Prozess, der ihn befähigte, die weitreichende Welt des Denkens zu umspannen.

Von der Mächtigkeit der Rede, des Schreibens und vom Ursprung des Wortes angepackt, fielen bei ihm die Mauern, die dem Menschen den Blick für das Wahre der Gotteswelt wehren. Er durfte in dichterischer Schauungsweise einen Blick über den Zaun tun und so eine Welt erspähen, die bis in alle Ewigkeit nicht müde wird, uns zu fordern. Dabei hat Rudolf Alexander Schröder auch den Klang vernommen, der Himmel, Erde und Hölle bewegen kann.

## Anruf

Wir haben uns ein wenig im Leben und in der Umwelt unseres Dichters umgesehen. Vieles haben wir dabei nicht berücksichtigen können, so seine Tätigkeiten als Architekt und Maler, durch die er viele Kreise angesprochen hat. Mag sein Leben in manchen Phasen auch einen sehr „weltlichen“ Anstrich gehabt haben, so wollen wir uns nicht in eine unfruchtbare Debatte verlieren, sondern lieber bedenken, daß es in dieser Welt keine „Heiligen“, sondern nur begnadete Sünder gibt.

Da wir hier aber diesen Fragenkomplex angerührt haben, müssen wir uns solches gerade mit einem besonderen Blick auf die Vielartigkeit der Arbeiten unseres Dichters sagen, daß diese Welt immer eine Welt Gottes ist, in der es viele Wohnungen gibt. Wir sind in unseren christlichen Gemeinden weithin geneigt, alles, was nicht unmittelbar mit der Verkündigung der biblischen Botschaft im Zusammenhang steht, als „weltlich“ abzutun. Wir vergessen dabei zu leicht, daß unser Gott und Vater der ist, der diese von uns verachtete „Welt“ geschaffen hat und will, daß sie noch weiter am Leben bleibt.

Dieser Tatbestand ist gegeben; darum können und dürfen wir die Welt nicht dem Satan und seinen Legionen überlassen, sondern sind als Gemeinde Jesu Christi gefordert, den Anspruch unseres Herrn in dieser sehr variablen Welt deutlich werden zu lassen.

Für unseren Dichter waren das alles unumstößliche Tatsachen; darum hat er auch sein Fachgebiet und darüber hinaus alle Künste als von Gott gewollt, gegeben und gefordert angesehen. So war für ihn das weite Feld künstlerischer Betätigung kein Tummelplatz für diabolische Machenschaften.

Je weiter er die Ebene seines Auftrags übersah und je tiefer er in sie eindrang, um so mehr weiteten sich seine Erfahrungen; all das, was bisher nur ahnend in ihm war, sollte hinfort Gestalt annehmen, es sollte ihm zur Gewißheit werden. Er erkannte immer mehr das wahre innere Wesen der Welt und erlebte in besonderer Schau ihren Ablauf. Langsam und ganz unmerklich rückte er dabei in ein ganz neues, bisher nicht gekanntes Verhältnis. Was er mit seinem Tauf- und Konfirmationsschein im Bunde mit der häuslichen kirchlichen Tradition zu belegen glaubte, sollte er von der Mitte seines Lebens an in einem ganz anderen Lichte sehen. Doch hören wir, was er uns sagt:

„Ich habe als Sohn eines frommen Vaterhauses etwa von meinem siebzehnten Jahr bis gegen mein vierzigstes gemeint, alle Brücken zwischen mir und einem bekennen-



den Christentum abgebrochen zu wissen. Respekt habe ich freilich immer behalten, aber nur für die vorbehaltlosen Vertreter eines Bekenntnisses, dem ich mich hoffnungslos entfremdet wähnte. Den sogenannten Liberalen, die bald auf die eine, bald auf die andere Weise mit der Zeit zu gehen versuchten, habe ich auch in den Jahren völligen Unglaubens mich nie in irgendeiner Weise nahe gefühlt. Sie kamen mir vor wie die Chimaira (Ungeheuer) des Homer:

Vornen ein Leu, von hinten ein Lindwurm, mitten ein Geißbock.“<sup>34</sup>

Warum diese Entfremdung im einzelnen erfolgte, können wir nur ahnen. Auf jeden Fall sollten wir dem Eingeständnis des zweiundsechzig Jahre alten Dichters mit viel Respekt begegnen.

Trotz treuer Fürsorge der Eltern hatte ein Leben ohne Glauben sein Herz ergriffen. Schröder sagt es gerade heraus, er sucht nach keiner Entschuldigung, er nennt es bei Namen. Ja, er weist die Jahre zwischen seinem siebzehnten und vierzigsten Lebensjahr als eine Zeit des „völligen Unglaubens“ aus. Dabei hatte er weder seinen Tauf- noch seinen Konfirmationsschein der Kirche zurückgegeben; auch hatte er seine finanziellen Verpflichtungen immer erfüllt und doch: Unglaube! Aber auch in dieser Zeit war sein Herz der Sehnsucht voll.

Wenn meine Augen Tau vergießen,  
so deutet das auf äußern Schmerz.  
Sieh meines Herzens Tränen fließen!  
Nach dir allein verlangt mein Herz.

So oft der fremden Welt Gestalten  
dies Pochen meiner Brust erregt;  
durch meine Seufzer fuhr das Walten,  
vor dem sich Wind und Welle legt.

Und ob ich schlecht war mit den Schlechten,  
ich sucht' in Sehnsucht deine Spur.

Sieh meine Tränen! Nicht zu rechten,  
zu lieben weiß dies Herze nur.<sup>35</sup>

Mitten in der Zeit des Unglaubens traf ihn der Anruf Gottes. In diesem Zusammenhang muß uns eine seiner Aussagen wichtig erscheinen, durch die er uns tief in die Erfahrungswelt des Alten und Neuen Testaments hineinführt und zugleich das Wie der großen Zäsur verdeutlicht.

Was hilft es, daß du mich belehrst  
mit Menschen- und mit Engelzungen,  
solang ich nicht mit dir gerungen,  
solang du selbst dich mir verwehrst?<sup>36</sup>

Gewiß kein heroischer Kampf eines antiken Helden mit seinen Göttern. Nein, daran denkt der Kenner griechischer und römischer Göttersagen nicht. Er war in die Hände des lebendigen Gottes gefallen und hatte den großen Ernst dieser Begegnung erfahren. Er war im Vorhof an die Pforte getreten.

Und darf ich nur der Letzte sein  
von denen, die zum Saale kommen;  
du riefst, ich hab' den Ruf vernommen,  
ich poch' und bitte: Laß mich ein!

Wohl kenn' ich den, der mich verklagt;  
ich hör sein Höhnen und sein Schelten.  
O Herr, laß nicht den Mörder gelten,  
der meint, er hat mich schon erjagt!

Zwar komm ich sonder Pfand und Hab',  
mein Kleid ist schrundig, voll von Flecken;  
du mußt dem Gast die Blöße decken,  
er hat nur seinen Bettelstab.

Ich gehrte nach Gerechtigkeit;  
da schuf ich mir mein Brot zum Steine:  
Aus allen Tränen, die ich weine,  
gewänn' mein Durst nur neues Leid.

Es lebt ja keiner, der's vermag  
und richtet sich nach deinem Rechte,  
sind faul Gesind' und träge Knechte,  
ob sie sich fleißen Nacht und Tag.

Der Fromme gilt vor dir nicht fromm,  
es geht ja nicht um Fug und Sitten. —  
Du hast des Sünders Angst gelitten,  
da sprachest du zum Schächer: Komm!

Weil dir mein Greu'l und Jammer kund,  
denk an das Blut, das du vergossen;  
reiß, eh' das finstre Tal geschlossen,  
mich lebend aus dem Feuerschlund!

Erbarme dich, erbarm' der Not,  
die selber sich den Stab gebrochen;  
sprich, wo das Urteil längst gesprochen,  
dein heilig Wort, so lebt der Tod.

Gib Gnade, Herr, halt nicht Gericht!  
Du riefst auch mich zu deinem Feste;  
laß den geringsten deiner Gäste  
im Winkel knien und schau'n dein Licht!<sup>97</sup>

Das aus dem Vorhof des Glaubens von Gott Gerufenwerden gehört in den Intimbereich eines Menschen, und es ist eine gefährliche Sache, wollten wir als Unbeteiligte, als Außenstehende, diesen Bereich betreten. Wer von uns will Gottes Rätsel lösen?

Carl J. Burckhardt schreibt: „Jeder bedeutende Mensch, der hinübergeht, hinterläßt uns ein Rätsel. Keines dieser Rätsel werden wir jemals mit Menschenwitz zu lösen imstande sein. Seinem wahren Sinn werden wir nur näherkommen, wenn wir im Zustande des Respekts verharren und keine Fragen stellen, die nicht im Gemüt durch die Liebe gereinigt wurden.“<sup>38</sup>

Wenn Schröder manchmal den Schleier etwas lüftet, dann tut er es sehr versteckt und vorsichtig im dichterischen Ausdruck.

Daß kein Recht besteht, ich hab's gelernt,  
der ich nahe war und war entfernt  
vor dem Aufgang deiner Majestät,  
daß kein Recht besteht.

Und doch hält mich Zwang und hält mich fest,  
auch im Dunkel, so du mich verläßt,  
der ich strauchelte bei meinem Gang;  
und doch hält mich Zwang.

Wie des Freundes Aug' die Freundin sucht  
und sie selbst in aller Himmel Flucht  
keinen Anblick findet, der ihr taug'  
wie des Freundes Aug'.

Wie Magnetes Kraft am andern hängt,  
abgetrennt sich zu vereinen drängt;  
du und ich, wer zwingt uns so in Haft  
wie Magnetes Kraft?

Ein Geheimnis ist's, das keiner lehrt,  
wie das Dunkel mit dem Licht verkehrt.  
Ach, wer sagt: „Ich bin's“, wer sagt: „Du bist's“?  
Ein Geheimnis ist's.

Steige, Morgenstern; denn, wie mir deucht,  
kam die Stunde, da das Dunkel fleucht.  
Aus den Wassern, Bote deines Herrn,  
steige, Morgenstern!

Bis er selbst erschien und vor dem Licht  
gleich den Finsternissen mein Gesicht  
sein vergaß und weiß allein nur ihn —  
bis er selbst erschien.<sup>39</sup>

In seinem anfangs schon erwähnten Kreuzgespräch finden wir unter den Stoßgebeten drei inhaltsschwere Strophen, durch die wir ein wenig und ganz vorsichtig an seine Seite treten dürfen, um etwas vom Geheimnis zu erfahren.

Weiß nicht zu sagen, wie es kam,  
daß ich die Tür ihm offen ließ,  
als er den Platz am Herde nahm,  
den ich ihm selbst nicht wies.

Weiß nicht zu deuten, was ihn trieb;  
und doch; mit Namen rief er mich  
und warb um die verworfne Lieb',  
die bei den Trebern schlich.

Habt nur mit Wundern euren Spott!  
Auch euch kommt noch das Wundern bei:  
Ich, ich erfuhr es, daß vor Gott  
kein Ding unmöglich sei!<sup>40</sup>

Hier dürfen wir die Aussage Jesu verwenden, daß eine solche Erkenntnis nicht der Überlegung eines Menschen entsprungen sein kann, sondern daß hier der lebendige Gott selbst am Werk war.

Wir können nur wünschen, daß gerade diese Verse zur eisernen Ration eines Christenmenschen gehören und er durch sie gestärkt werde und bestehen kann in der Auseinandersetzung mit den widerbiblischen Mächten unserer Tage.

Der Anruf Gottes und das Stehen im Glauben kann sich nur im personalen Bereich vollziehen; hierfür ist gerade Schröder ein Zeuge. Wie solche Begegnung das Denken dessen erfaßt, der sie erfahren hat, zeigt uns in eindeutiger Weise Kurt Ihlenfeld auf.

„Auch davon spricht Schröder in seinen Gedichten manchmal offen, manchmal verschlüsselt. Und manchmal, wie die beiden Beispiele zeigen, auch im Bilde einer ganz ‚realen‘ Begegnung. ‚Ein Greifen mir ins Haar.‘ ‚Daß du mir auf den Fersen gehst.‘ Merkwürdiger Ausdruck einer merkwürdigen Erfahrung. Halluzination? Gleichnis? Tagstraum? Jedenfalls: Berührung, Begegnung. Und wer, wenn er die ‚innerste‘ Begegnung bedenkt, käme nicht bisweilen auch auf die Vermutung — die sich zur Erfahrung steigern

kann —, sie müsse auch manchmal leibhaftig werden? Der Gottesfinger, der Adams Finger berührt. Der Gärtner, der Maria am Grabe von rückwärts her anredet. Symbole einer mehr als ‚bloß geistigen‘ Begegnung. Schröder war in diesem Stücke höchst ‚unintellektuell‘.“<sup>41</sup>

Seine völlige Hingebung, sein Gehorsam gegenüber Gottes Anruf machten ihn fähig, die Gottheit Gottes so persönlich zu erfahren. Wie nun das Allererste geschah, darüber hat er einmal zu C. J. Burckhardt gesprochen: „Einmal zur Mitte des Lebens ist eine Konversion (Bekehrung) erfolgt, ein einziges Mal hat er mir davon gesprochen: ‚Es geschah mir‘, sagte er, ‚als ich in meiner Anfechtung und Schwäche plötzlich bis auf den Grund begriff, was Sünde ist und was Erlösung bedeutet.‘ Auch als Christ blieb er ein Wissender und klug, aber er tauchte nicht mehr in dumpfe Flut, wie es in seinem Gedichte heißt, um sich dem an ihn gerichteten göttlichen Anruf zu entziehen.“<sup>42</sup>

Unser Dichter sagt dazu:

Ich lebte meinen leichten Tag  
ohn' viele Frag' und Widerfrag',  
hatt' Lust an jenem, Lust an dem,  
ein jeder Weg schien mir bequem  
im Traume licht.

Dann war es mir, ich wär' bei Nacht  
allein im Finstern aufgewacht.  
Am jähen Sturz im schroffen Stein  
konnt' jeder Schritt der letzte sein,  
und sah doch nicht.

Und hörte nicht. Die Luft blieb stumm.  
Nur Wetterleuchten um und um  
wies mir den Schrecken, drin ich stand,  
ließ doppelt finster, wenn es schwand,  
die Mitternacht.

Mich sog der Abgrund schauerlich,  
der blanke Fels verhöhnzte mich,  
gab mir nicht zweier Füße Raum  
und schien noch eben meinem Traum  
ein Lager sacht.

Ich konnt' nicht flüchten, konnt' nicht ruhn,  
wußt nicht, was lassen, nicht, was tun.  
Nicht vor, nicht rück, nicht überm Haupt  
war Schritt und Griff und Schwung erlaubt;  
so hing ich dort.

Abwärts im Schein des raschen Lichts  
sah ich ein unabgründlich Nichts,  
das unter mir im Leeren lag.  
Nur meines eignen Herzens Schlag  
ging fort und fort.

War wie ein Mann ohn' Aug' und Ohr,  
weil mir im Mund der Schrei gefror,  
war, der nicht hörte, der nicht sah,  
nur fühlen muß' ich, ich bin da  
und bin verlor.

Die Flut, die aller Süße voll  
mir erst durch Sinn und Adern schwoll,  
war abgeronnen. Ihren Raum  
nahm ein der bittere Hefenschaum  
aus Angst und Zorn.

Angst um die Frist, so schlimm versäumt,  
im Traum, der Trug und Fehl geträumt,  
Angst um den Richter, um den Zorn,  
der allem Ding, das kaum geboren,  
ans Leben geht.

Und in dem Grausen, in dem Gram,  
der Luft und Odem mir benahm,  
erseufzt' in mir und rief und rief,

was lang im Traum verwahrlost schlief,  
ein Stoßgebet.

Hilf, Herr! — Da kam von fern ein Licht,  
kam eilend, war schon bei mir dicht.  
Es sprach der Mund, den ich verstand,  
es griff die Hand nach meiner Hand:  
„Laß dir nicht graun!

Wir haben einen Weg, komm mit,  
da, wo ich hinsteh', setz den Tritt!  
Äug nicht hinab, schau nicht zurück,  
halt dich an mir mit Griff und Blick  
und hab Vertraun!

Dich schwindelt, Sohn? Lehn blind auf mich,  
ich trag' mein Kreuz und trage dich.  
Hast lang geschlafen; nun ist's Zeit.  
Wohl dünkt der Weg zur Herberg' weit,  
währt doch nicht lang.

Und wären's Tritte schwer und viel,  
der, den ich führe, kommt zum Ziel,  
das dir kein Traum zu deuten weiß:  
Da wird dein Schrecken Dank und Preis  
und Lobgesang.“<sup>43</sup>

Mit dem allem steht Rudolf Alexander Schröder in der langen Kette der Zeugen, die von den Tagen Jesu an erfahren haben, was es um die Sünde ist, und sich hernach ihrer Erlösung um so mehr freuen konnten. Unser Dichter bezeugt zugleich aber auch, daß der göttliche Wanderprediger von den Gestaden des Galiläischen Sees bis in unsere Tage hinein am Werk ist und genau denselben Anspruch an den Menchen erhebt wie einst. Nichts hat sich an der Forderung Jesu geändert, das Gespräch mit Nikodemus in der Nacht hat immer noch seine unumschränkte Gültigkeit.



War in Jerusalem ein Mann,  
ein Pharisäer, schriftgelehrt,  
dem Worte Gottes untertan  
und bei den Juden hoch geehrt,  
hieß Nikodemus, kam bei Nacht  
zu Jesus, sprach: „Wir haben's acht  
und wissen und bekennen gern,  
daß du ein Lehrer bist, vom Herrn  
gesendet und gekommen.  
Wo hätten wir vernommen,  
daß jemand Zeichen wirkt wie du,  
der's nicht durch Gottes Finger tu?“

Sprach Jesus, der ihm Antwort gab:  
„Fürwahr, wirst du nicht neu geboren  
und legst den alten Menschen ab,  
bleibt all dein Wunsch und Werk verlorn:  
Mag, was da will, mit dir geschehn,  
das Gottesreich wirst du nicht sehn.“  
Als bald fragt jener und begehrt:  
„Wär's möglich, daß geboren werd',  
wer lang schon lebt und altet?  
Wird er zurückgestaltet,  
daß er zum andern Male bleib'  
und heimlich wachs' im Mutterleib?“

Die Nacht ging lau mit leisem Wind,  
da Mond und Stern ins Fenster sahn;  
so sprach der Herr mit Worten lind  
den ungefügen Zweifler an:  
„Vernimm: Es wäre denn, du seist  
gezeugt aus Wasser und aus Geist,  
ein neuer Mensch, zu neuem Heil,  
wird Gottes Reich dir nicht zuteil.  
Fleisch geht an Fleisch verloren,  
Geist wird vom Geist erkoren.  
Glaub und vertrau der Rede mein:  
Ihr müsset neu geboren sein!

Der Wind hat Wege, wo er will,  
du horchst und hörst sein Sausen wohl;  
Fragst freilich du, zu welchem Ziel,  
von welchem Ort er wandern soll,  
woher er kommt, wohin er fährt,  
ist dir die Kunde nicht gewährt.“  
Doch Nikodemus sprach: „Laß sehn,  
wie mag dergleichen Ding geschehn?“  
Da war's, daß Jesus sagte  
und seinen Frager fragte:  
„Bist du ein Meister und ein Licht  
in Israel und weißt das nicht?

Merk auf, merk auf, ich sage dir:  
Wir reden, was wir selbst gesehn,  
wir wissen, und drum zeugen wir;  
ihr aber wollt uns nicht verstehn.  
Und glaubt ihr meinem Worte nicht,  
das euch von ird'schen Dingen spricht,  
wen wunderts, daß der Glaube fehlt,  
wenn ich vom Himmelreich erzähl?  
Denn keiner fährt und keine  
gen Himmel als der eine,  
der niederfuhr, des Menschen Sohn:  
der hat im Himmel Kron' und Thron.“

Wie Moses euch im Wüstensand  
der Schlange Bild erhoben hat,  
ist's mit des Menschen Sohn bewandt:  
Er wird erhöht an ihrer Statt,  
auf daß, wer ihn am Holze schaut  
und glaubt an ihn und ihm vertraut,  
vom Tod genesen und erlöst,  
Sich Lebens ewiglich getröst.  
Gott hat den Sohn mitnichten  
gesandt, die Welt zu richten.  
Er kam, daß sie durch ihn verklärt  
und heil und neu und selig werd'.<sup>44</sup>

Das Neue setzt eine völlige Wandlung im Menschen voraus. Schröder hat diese „neue Geburt“ an sich erfahren, als ihm die Sünde als Sünde ins Bewußtsein kam.

Wenn ich mein Leid den Menschen klage,  
tritt keiner unter meine Fracht.  
Wenn ich mich vor mir selbst befrage  
mit Zeugnis Tag und Nacht,  
ich bleibe doch, der ich gewesen;  
nur einer weiß in mir zu lesen  
Gedanken, ehe sie gedacht:  
Komm eilend, Herr, mich zu genesen!  
Du hast die Macht.<sup>45</sup>

Schröder war in den Schmelztiegel geworfen, die Glut der Sehnsucht war in ihm zur Flamme entfacht. Der in sich verschlossene Hanseate sehnt sich nach einem „wetter- und feuerfesten ganz neuen Zuhause“.

„Als man nach dem Krieg daran denken durfte, alte Fäden weiterzuspinnen, fanden auch wir alsbald wieder zusammen; aber das gespenstische Wesen der Nachkriegszeit, während der auch nach überstandem Wirbel der Inflation scheinhafter Wiederaufbau und wirklicher Zerfall Hand in Hand an der Entwurzelung und Aushöhlung aller Gegebenheiten und Zustände des inneren und äußeren Lebens arbeiteten, warf seinen Schatten auf jedermann. So sah man sich wohl hie und da, und die alte Herzlichkeit des Gefühls war in jeder solchen Begegnung anwesend, aber neben dem Gemeinsamen, in dem man sich gegen das Ärgste der Zeit verbunden wußte, stand vieles, das unausgesprochen blieb und bleiben mußte, schon weil es noch nicht spruchreif war. Jeder von uns hatte zunächst einen Notbau für sich selber zu errichten, Neubau aus Materien, die wetterfester und feuerfester sein sollten als die alten, die zum großen Teil in der Entwertung aller Werte nicht standgehalten hatten; und keiner konnte vorauswissen, ob und inwieweit dieser Neubau wieder zu

einem bewohnbaren Heim für ihn selbst und die Freunde werden würde.

So habe ich selber auf meinem eigentlichen Gebiet lange Zeit fast völlig geschwiegen. Als ich dann, aus der halb aufgenötigten, halb freiwilligen Vereinzelung heraus-tretend, anfang, neue Freundschaften zu schließen und mich nach den alten Freunden umzusehen, tat ich es als ein – soweit ein Mensch das von sich selbst sagen kann – von Grund auf Verwandelter. Und da ist mir ein unerwartetes Geschenk zugefallen. Unter den alten Freunden fand ich manchen in gleicher Wandlung begriffen.“<sup>46</sup>

Schröder konnte über sein Inneres nie mitteilbar reden, hier hinderte ihn seine niederdeutsche Art. In seinen Gedichten hat er uns, verschlüsselt zwar, gesagt, was für uns vonnöten ist.

Ich hab' dich nie geschaut;  
du hast mich angesehen,  
als es mich schon gegraut,  
nur einen Schritt zu gehen.  
Ich hab' dich nie geschaut:

Du

hast mich angesehen.

Ich ging in fremdem Lohn,  
Du hast um mich geworben,  
bist, Mensch und Menschensohn,  
um meinethalb gestorben.

Ich ging in fremdem Lohn,  
du

hast um mich geworben.

Ich übte Missetat,  
du hast mir schon verziehen  
Verleugnung und Verrat,  
bevor der Hahn geschrien.

Ich übte Missetat,

du

hast mir schon verziehen.

Und wüßt' ich keinen Dank,  
du willst den Dank nicht haben,  
willst nur aus Überschwang  
der Gnaden mich begaben.  
Und wüßt' ich keinen Dank,  
du  
willst den Dank nicht haben.

Frag nicht! – Ich sag's auf Knien:  
„Du weißt, daß ich dich liebe.“  
Wer kann denn vor dir fliehn,  
der, Herr, nicht in dir bliebe?  
Frag nicht! – Ich sag's auf Knien:  
Du  
weißst, daß ich dich liebe!<sup>47</sup>

Bei dem, was er uns auf diese Art und Weise sagt, wollen wir seine Aussage bedenken, die er einmal in einer Festrede in Hamburg gemacht hat: „Alle Begegnung mit dem Ewigen bleibt, wo sie geschieht, Mysterium, wir wollen sie als solche ehren.“<sup>48</sup>

Als unser Dichter erkannt hatte, was Sünde ist, und daß sie zum Glauben steht wie Feuer zu Wasser, erfuhr er immer mehr die Weite der übergreifenden Wahrheit Gottes. Das Neue öffnete in ihm auch eine ganz andere Selbsterkenntnis, und sein Blick für das, was in und um den Menschen ist, bekam ganz andere Perspektiven.

Wir dienen, Herr, um keinen Lohn,  
es wär' uns selbst zu Schaden.  
Doch stehen wir um deinen Thron  
im Abglanz deiner Gnaden.

Auch fordert keiner Dank und Recht;  
er wäre ja verloren:  
Du hast den ungetreuen Knecht  
dir selbst zum Sohn erkoren.

Bestellst uns in die Ritterschaft;  
da ist uns schon gelungen,  
was wir durch unsre eigne Kraft  
in keinem Streit errungen.

Erneuerst täglich deinen Bund  
in Jesu Christi Namen. —  
— Wir stehn auf keinem andern Grund  
als auf dem deinen. Amen.<sup>49</sup>

Rudolf Alexander Schröder ist sein Leben hindurch ein Horchender gewesen, und als solcher war er immer auf der Suche nach der eigenen Melodie, nach dem eigenen Rhythmus des Glaubens.

Er hatte die antike Geisteswelt durchforscht, und langsam bildete sich bei ihm eine Synthese zwischen dem deutschen Wort und der antiken Form heraus. Aber sein besonderer Auftrag lag wohl mit darin, daß er der Ausersehene war, der über der Welt des klassischen Altertums die Krippe, das Kreuz und das leere Grab aufzurichten hatte.

Schröder, der Gebundene Gottes, schritt langsam vom „Elysium“ (Aufenthaltort der Seligen) zu seinen „Geistlichen Gedichten“.

Ich bin fest an dich gebunden,  
fester als an diesen Grund,  
dessen Schwere jederstund,  
erdenatmend, ich empfunden,

fester als ins Gran die Ähre,  
drin sie herbergt, eh sie steigt,  
eh' sie sich zur Wandlung neiget,  
da sie selbst sich selbst gebäre.

Jedes Wunder meiner Stärke,  
jede Wunde meiner Schwächen,  
all mein Leiden, meine Werke,  
meine Tugend, mein Gebrechen,

all mein Hassen, all mein Lieben,  
eh' sie noch sich selber nannten,  
stehn, die königlich Erkannten,  
schon in deine Hand geschrieben,  
Schrift, die Engel zitternd lesen;  
denn sie deutet unser Wesen.<sup>50</sup>

Bevor wir nun in unseren Darlegungen fortfahren, wollen wir noch ein Büchlein zur Hand nehmen, das unser Dichter unter dem Titel „Meister der Sprache“ herausgegeben hat. Dieses lesenswerte Büchlein beginnt mit Martin Luther und führt uns über einen großen Zeitraum dichterischer Gestaltung bis zu ihm selbst. In der 99 Seiten umfassenden Arbeit finden wir manchen dem Christentum abholden Dichter und zum Schluß von Rudolf Alexander Schröder die bemerkenswerte Äußerung: „Nun muß ich noch ein Wort sagen, das mir nicht ganz leicht fällt. Es betrifft meine Wendung zum christlichen Glauben. Ich stamme aus einem frommen Elternhaus, meinte aber lange Zeit hindurch, mit dem mir überlieferten Erbe abgeschlossen zu haben. Um mein vierzigstes Jahr herum habe ich dann angefangen, einzusehen, daß das Böse seinen Sitz im Herzen jedes einzelnen Menschen hat und daß trotzdem hinter und über allem der eine Gott steht, der jedes seiner Geschöpfe in väterlichen Händen hält. Ich bin zu dieser Einsicht auf dem Umweg über allerhand Weltweisheit geführt worden, und als ich ihr nicht länger widerstreben konnte, gab es für mich, meiner abendländischen Bedingtheit nach, nichts anderes als die Rückkehr zum Glauben meiner und unser aller Väter und Vorväter. Das sagt sich leicht, tut sich aber weniger leicht. Man gibt erst den kleinen Finger; dann fühlt man die ganze Hand genommen, um schließlich zu merken, daß es sich um nichts weniger handle als um die Beschlagnahme des ganzen Menschen und aller seiner Kräfte. Aber davon ist nicht gut viel reden. Es handelt sich um ein Liebesgeheimnis, und das ist ohnehin unaussprechbar.“<sup>51</sup>

Es hat schon seine Richtigkeit, daß die Glaubensausagen Rudolf Alexander Schröders immer eine christologische Ausrichtung haben. Wilhelm Bachmann spricht mit Recht davon, daß die Wende zum Glauben bei unserem Dichter in zwei Akten erfolgt sei. Wir können hier dem nur freudig zustimmen und wollen uns diese Gedanken zu eigen machen.<sup>52</sup>

Wie bedeutsam für ihn der Herr Christus geworden ist, mag uns gerade im Blick auf den Anruf Gottes das Folgende zeigen. Mitten in der Wende muß er dieser Weltzeit schon als wegweisender Leuchtturm dienen.

„Nun habe ich aber in jenen Jahren trotz allem mein Erlebnis mit der Schrift gehabt. Nahm ich sie, was selten genug geschah, zur Hand, so schreckten mich in den Evangelien die ‚Ich aber sage euch‘ der Bergpredigt. In den tief-sinnigen Gedankengängen des Römerbriefes suchte ich vergeblich nach dem logischen Faden, der seine Paradoxe für mich zusammengehalten hätte, und wollte mich doch bei dem Herausklauen der ‚fetten Brocken‘ nicht beruhigen. Da war aber doch etwas, das meinen Blick und mein Verlangen immer wieder, wenn auch wohl nur halb bewußt, anzog. Das waren die Berichte der vier Evangelien von der Auferstehung Jesu Christi. Las ich sie, so wurde mir still ums Herz und – mitten in meiner Weltverlorenheit und Weltseligkeit – mußte ich mir sagen, daß es mir völlig unmöglich sei, wenigstens im Augenblick des Lesens und Hörens, diesen Erzählungen keinen Glauben zu schenken. –

Wahr dünkten mich diese Geschichten, wahr, freilich, in einem Sinn, der weniger den Verstand als das Herz traf; und auf dies Treffen ins Herz haben es ja auch alle Wahrworte, Gleichnisse und Geschichten der Frohen Botschaft angelegt. Das war mir damals noch beileibe nicht so deutlich wie heut. Aber gerade von den Auferstehungsgeschichten hab ich's auch damals mit unwiderstehlicher Gewißheit empfunden. Ich habe mich vor ihnen als der Dichter, der ich war, als der Kenner der größten ‚Leistun-



gen' meines ‚Fachs‘ gefragt, ob ich es allen Ernstes für möglich halten könne, daß eine Erzählung wie die von der Begegnung in Emmaus oder die von dem Fischzug im letzten Johannes-Kapitel ein Märchen, gar etwa ein ‚zu frommen Zwecken‘ ausgedachtes und weitergegebenes sei. Denn auf dergleichen würde es doch auch bei dem höflichsten Zweifel hinauslaufen. Und ich habe mir immer wieder sagen müssen, ich halte das ‚nach bestem Wissen und Gewissen‘ als Kenner meines Handwerks für ausgeschlossen.

Es hat eine gute — oder schlimme — Weile gedauert, bis ich auch nur die notwendigsten persönlichen Folgerungen aus diesem Eingeständnis gezogen und den Sprung in den Abgrund gewagt habe, in das ‚Stirb und Werde‘, dessen ‚greifbares‘ Siegel grade diese Geschichten sind. Aber das tut nichts zur Sache. Ihre überweltliche Erhabenheit, das heitere und doch so abgründig jenseitige Licht über ihnen allen, die Treffsicherheit und Gewalt jedes ihrer Worte, die majestätische Beschränkung auf das unumgänglich Wichtige und Nötige — schon damals mußte ich mir sagen, daß ich von keinem Meisterwerk meiner Kunst wisse, das in irgendeinem Punkt hier hätte standhalten können. So sind gerade diese letzten Berichte der Evangelien zu einem der Fäden geworden — vielleicht dem stärksten und festesten unter ihnen —, die mich nach Gottes Willen erst fast unmerklich, dann immer fordernder und kräftiger zurückgeführt haben in die Gemeinschaft derer, die das Osterfest im Aufblick zu dem feiern, der es seiner Kirche geschenkt hat.“<sup>53</sup>

Rudolf Alexander Schröder war Dichter; er hatte für das, was hinter den Buchstaben eines Wortes steht, was das Wort eigentlich erst zum Wort macht, das rechte Gespür. Über das Formale hinweg erschaute er das Lebendige und mit ihm das einzig Wahre. Das reine Evangelium, wie es uns die Schrift darreicht, hat auf ihn gewirkt, und nicht das in zeitgemäßer Interpretation angebotene.

Die Berichte und Aussagen der Heiligen Schrift und ihr

dichterisches Gewand in unseren Gesangbüchern waren für ihn zwei Anziehungspunkte, die letztlich über alle Verlockungen der Welt den Sieg davontragen konnten. In diesem Zusammenhang dürfen wir auf eine Äußerung von Schröder nicht verzichten, zumal sie zu seinen schönsten Selbstzeugnissen gehört: „Lange Jugendjahre hindurch sind Paul Gerhardts Lieder einer der wenigen Fäden geblieben, die mich mit dem Glauben und der Andacht meines Vaterhauses noch verbanden. Ich glaubte damals nur ihre reine und große Kunst zu bewundern. Aber diese große Kunst hat mich – vor allem durch die Kriegsjahre hindurch – langsam und unvermerkt wieder vor die Pforte geführt, hinter der ihr Geheimnis und ihr Ursprung wohnt. Und in wie unzähligen Fällen hat ein Liedvers unserer Gesangbücher seinen Dienst als ‚vox angelorum‘ (Stimme der Engel), als Botenstimme ausgeübt!“<sup>54</sup>

Der Intellektuelle Rudolf Alexander Schröder findet über die in mancher Beziehung so hart umstrittenen Osterberichte den Glauben an Jesus Christus. Das Existentielle der Aussagen selbst hat genügt, um ihn aus seiner Glaubensgleichgültigkeit in die Gültigkeit vor Gott zu rufen.

Schröder war keine Zeit beschieden, um über den neuen Standort des Glaubens nachzudenken. Er wurde sofort in die Bewährung „geworfen“. Nun mag der Einwand erhoben werden, daß die durch das folgende Zitat geschilderte Situation nicht eine solche Tiefenwirkung auf den Dichter gehabt haben kann, da es sich um einen Freund und nicht um ein Familienglied der Schröders handelt.

Wir sollten wissen, daß das kleine Wörtchen „Freund“ für unseren Dichter inhaltsträchtig, ja inhaltsschwer war. Er sah im Freund sein Gegenüber, und dieses war ein Stück seiner selbst. Der Freund, mein Freund ist mein Gesprächspartner; damit wir leben können, haben wir uns gegenseitig nötig. Dieses „Einen-Freund-nötig-Haben“ spielte bei Schröder eine beherrschende Rolle. Wer über diese Frage weiter nachdenken möchte, sollte das tief-sinnige Buch „Freundeswort“ (Rudolf Alexander Schröder/

Siegbert Stehmann. Ein Briefwechsel), das Kurt Ihlenfeld herausgegeben hat, lesen.<sup>55</sup>

Wenn Schröder einen Freund verlor, dann verlor er sein Gegenüber, er verlor den Dialog.

„Noch eh' ich wußte, wie es eigentlich um mich stand, habe ich einmal gewissermaßen Probe aufs Exempel gemacht. Es war im letzten Frühling des Weltkrieges. Da starb unerwartet einer der Männer meiner engsten Freundschaft. Ich war als Genesender nach schwerer Krankheit auf einem seiner Güter zu Gast. Er selber war mit mir durch den Park gegangen und hatte mir im Vorübergehen die Stelle gezeigt, an der er einmal begraben werden wollte. Acht Tage darauf rührte den noch nicht Fünfzigjährigen während der Besichtigung eines fernegelegenen Besitzes der Schlag. Die Witwe machte sich auf die traurige Fahrt zu dem Sterbenden; und ich, als der einzige, der um die Absicht des Freundes wußte, habe in den Tagen, die der Heimkehr des toten Gutsherrn vorangingen, an der von ihm bezeichneten Stelle seine Gruft ausheben lassen. Dann saßen wir, ehe der Schwarm der andern Leidtragenden von nah und fern herangekommen, um den Sarg des Vaters und Freundes. Ich nahm die Bibel zur Hand und habe uns die Auferstehungsgeschichten der Reihe nach vorgelesen. Da haben wir einen Trost verspürt, so gewaltig und fest, wie kein anderer je hätte sein können; und er ist mit mir gegangen bis heut und wird, so Gott will, mit mir gehen bis ans Grab und übers Grab hinaus. — Es hat sich auch keiner von uns in jener Stunde daran gestoßen, daß etwa die Berichte von dem Geschehen am Grab jedesmal ein wenig anders lauteten; das schien uns im Gegenteil ihren Charakter als den unmittelbarer Zeugschaft nur in ein noch helleres und lieblicheres Licht zu rücken. Auch heute noch kann ich mich hinsichtlich aller gegen die ‚Echtheit‘ dieser Berichte erhobenen Beanstandungen nicht zu dem entschließen, was man apologetische (verteidigende) Haltung nennt, sie würde mir — von mir aus — an Lästerung zu streifen scheinen.

Das ist es, was ich habe erzählen wollen. Und da es der Bericht eines Mannes ist, der sich in vieler Weisheitslehre der Welt umgesehen hat und in jeder bis auf die Hefen ihrer Rat- und Trostlosigkeit durchgedrungen ist, mag er hier wohl sein Recht und seinen Platz haben, zumal er in der Bescheidenheit geschieht, die weit davon entfernt ist, andere Meinung richten zu wollen, weil sie sich selber noch in den äußeren Vorhöfen des Gehorsams und der Anbetung weiß.

Es ist mir schon genug, wenn man begreift, warum ich nach dem mir gewiesenen Weg mir von den Ostergeschichten nichts abdingen lasse und mir eine Kirche, die sie fallenlassen würde, lieber erst gar nicht vorstelle. So wird man es mir auch nicht verübeln, wenn ich aus eigener Erfahrung jüngeren Freunden einen Rat gebe.“<sup>56</sup>

Gott läßt, was die Aussage sehr deutlich bezeugt, in einer bestimmten Situation sein Wort auf den Dichter wirken. Nicht die Auslegung durch Menschenmund, sondern die so oft angezweifelten und nicht entmythologisierten Berichte vom Ostergeschehen, wie sie die biblische Botschaft uns mitteilt, benutzt der Herr zum Anruf.

Bei alledem ist zu bedenken, daß das von ihm gelesene Wort ihn in die personale Gemeinschaft mit dem Auf-erstandenen führt. Schröder wird von Christus selbst, wie er es uns hier bezeugt, einfach „beim Wickel“<sup>57</sup> genommen. Wir müssen auf Grund der vorliegenden Gegebenheiten betonen, daß nicht die Gottheiten des alten Griechenlands Schröder den Weg zum Herrn aller Herren gewiesen haben, sondern einzig und allein die Begegnung mit dem lebendigen Christus durch sein Wort. Diesen Tatbestand müssen wir noch einmal mit aller Deutlichkeit herausstellen.

„Ich müßte Ihnen dann ferner berichten, wie mir — ohne mein Zutun —, als gerade gegen den Ausgang des vorigen Krieges so viele unter uns ihn endgültig für abhanden gekommen erklärten, dieser Gott, den ich — scheinbar nach bestem Wissen und Gewissen — für unauf-

findbar gehalten hatte, mich plötzlich in unmißverständlicher Weise beim Wickel genommen, so daß es mir ähnlich erging wie dem Achill im ersten Gesang der Ilias, wo ihn die Athene von hinten ins Haar faßt, um ihm einen Befehl der Hera zu bringen, und wo es dann heißt:

Und er erschrak und wandte sich um und kannte zur Stelle Pallas Athene, die Göttin, am Glanz der schrecklichen Augen, und wo er dann ein paar Verse weiter sagt:

Not wohl wär's, o Göttin, euch zwein aufs Wort zu gehorchen; denn wer den Göttern gehorcht, den werden sie wieder erhören.

So etwas war mir damals passiert, und natürlich nicht mit irgendeiner olympischen Gottheit, sondern mit dem einen Gott, von dem das erste Gebot redet. Mir war, mit andern Worten, das für alles Vernunftbemühen undurchdringliche Geheimnis des persönlichen Gottes und seiner persönlichen Führung und Fürsorge aufgegangen, und zwar nicht an irgendeinem drastischen Erleben, sondern ganz in der Stille durch einen Vorgang, für den ich nur das Wort Offenbarung habe.<sup>58</sup>

Das, was Schröder auf dem Gutshof des Freundes und anderswo erlebte, waren Vorgänge, die ihn zum Zwiegespräch mit seinem Herrn führten. Nicht der Paukenschlag des „Schicksals“, nicht die Fanfare einer „Erhebung“ riefen ihn in den neuen Abschnitt seines Lebens, sondern einzig und allein das leise Anrühren dessen, der mit seinen Nägelmalen an Händen und Füßen den Menschen begegnet und sagt: „Friede sei mit euch!“

#### Er war's

O Pilgrim, viel erbeten,  
o Fremdling, lang erharret;  
ich hab' mein Öl gespart,  
bin unters Tor getreten,  
stand, bis die Nacht vorbei,  
bis von des Morgens Schwelle  
schon zaudernd stieg die Helle

beim ersten Hahnenschrei.  
Ich sprach: „Vergebnes Hoffen,  
löscht nur dein Lämpchen aus,  
eh' dich der Tag getroffen!“,  
und wandte mich ins Haus.  
Da war's, da sah ich ihn  
vorm finstren Herde stehen,  
wollt' ihm entgegengehen  
und lag schon auf den Knien.  
Ich hab' den Stab genommen,  
wollt' laufen bis ans Ziel:  
Die Welt hat Wege viel;  
auf einem wird er kommen.  
Ich fuhr talaus, talein,  
durch Schlufft und Wäldergrauen,  
schritt über Fluß und Auen  
und fand mich stets allein.  
Ich sprach: „So muß ich fluchen  
der unbelohnten Fahrt  
und dem vergebnen Suchen,  
das sein nicht inneward.“  
Da fühlt' ich eine Hand  
in meiner unterm Schreiten:  
Er war's, der mir zuseiten  
gewandert unerkannt.

Ich hob die Stirn verwegen  
ins Kampfgeschrei der Welt:  
„Kommt an, wenn's euch gefällt,  
und kostet meinen Degen!  
Laßt splitter Stahl und Erz;  
mir bleibt die Faust, die blanke,  
bleibt eurem Dank und Wanke  
unrührbar dieses Herz.“  
Und mitten in der langen,  
der gnadenlosen Schlacht  
geschah's, daß sich verfangen

vom Rücken aufwärts sacht  
ein Greifen mir ins Haar:  
Am ungewohnten Grauen  
spürt' ich, ohn' umzuschauen,  
daß es der Meister war.<sup>59</sup>

Wie ernst es Rudolf Alexander Schröder mit dem war, was er tat und was er glaubte, hat uns Kurt Ihlenfeld in seinem bemerkenswerten Aufsatz „Tolle, lege“, den man eigentlich ungekürzt lesen sollte, berichtet. Ihlenfeld beschäftigt sich darin mit der „Bekehrung“ Schröders im Spiegel seiner Dichtung:

„Tränen blinkten in seinen großen blauen Augen, als er bei seiner Tischrede in Wittenberg auf das Amt des Dichters zu sprechen kam und dieses in Verbindung mit dem im Paradies an Adam ergangenen Auftrag brachte, den Kreaturen Namen zu geben; Tränen sah man in diesen Augen, als er, wiederum in Wittenberg, seinen hinreißenden Vortrag über das ‚deutsche Kirchenlied‘ mit Goethes Worten aus Faust II schloß: ‚Heilige Poesie, himmelan steige sie!‘ Am heftigsten aber wurde er zu Tränen gerührt, wenn er im Gespräch auf den Namen zu sprechen kam, von dem er mit Paulus glaubte, daß es der Name ‚über allen Namen in der Welt‘ sei, und sich mit dem Namen der Person erinnerte, die dessen Träger war und ist und sein wird. Heute, im Zeichen eines allverbreiteten theologischen Intellektualismus, dessen Tyrannis immer unerträglicher wird, erregen Tränen im Auge des Christen geradezu Gelächter, wird demgemäß – und gemäß der obenerwähnten ‚Phänomenblindheit‘ – deren ‚Widerspiegelung‘ in Schröders Gedichten überhaupt nicht wahrgenommen. Die unvorsichtige, taktlose Art, mit der heute ‚theologische Untersuchungen über die Kunst‘ an gestellt werden, gibt zu denken. Schröder selber, ich erinnere mich, pflegte, darauf aufmerksam gemacht, die ihm angetane Unbill mit einem derben ‚Dor lach ick över‘ zu quittieren.“<sup>60</sup>

Ergriffenheit, die der Anruf Gottes bewirkt hat, füllt die Seele unseres Dichters mit überströmender Dankbarkeit. Nicht ein Enthusiasmus herkömmlicher Art, sondern Enthusiasmus, der in der Glaubensrealität eines ins Vaterhaus heimgekehrten Menschen sich gründet.

Jesus, Marien Sohn, nimmt in der Dichtung Schröders immer eine zentrale Stellung ein. Unmißverständlich macht er sich die Aussagen des Neuen Testaments zu eigen.

### Marien Sohn

Und wärest du viel ärmer noch,  
und littest du viel ärgern Hohn,  
und wollt ich's nicht, ich beugte doch  
vor dir die Knie, Marien Sohn.

Und wies mich keines Sternes Fug  
und keines Engels Wort zurecht,  
ich bin der, der ich bin. — Genug,  
zu wissen, wer ich bin: dein Knecht.

Ich bin dein Knecht, der missetat,  
dein Bruder, weil dir's so gefällt;  
du bist nach unerforschtem Rat  
ein Knecht und Bruder aller Welt.

Doch willst du Knecht der Knechte sein,  
wie stünd's um unser beider Treu?  
Die meine: jeden Abend klein,  
die deine: jeden Morgen neu.<sup>61</sup>

Damit ist die Mitte erwiesen, aus der unser Dichter nach dem göttlichen Anruf sein Leben gestaltet.

### Der Gehorchende

Nicht blinder Gehorsam um einer Bindung willen, die zum vermeintlichen Menschsein gehören mag, bestimmt nunmehr das fernere Leben von Rudolf Alexander Schröder.



Ich wandle nicht den Weg des ewig Blinden,  
doch blinder Wandel dünkte mich Gewinn.  
Dein zu bedürfen und dich nicht zu finden,  
ist meiner Tage vorbestimmter Sinn.

Dir zu entweichen und im Dornenhage  
der schmeichlerischen Wollust mich zu mühn,  
mich zu verweigern und mit einem Schlage  
vorm Anhauch deiner Gegenwart zu blühen.

Vermöchtest du's, du wüßtest mich zu binden,  
du, der mich jetzt mit Ungenüge quält,  
dein zu bedürfen und dich nicht zu finden,  
bis auf die Stunde, da du mich erwählt.<sup>62</sup>

Gott ist es, der ihn gebunden hat, um ihn in die Reihe  
seiner lebendigen Zeugen zu stellen.

Im Zuge seiner Glaubensfestigung hat Schröder die  
dichterischen Aussagen von Luther, Gerhardt, Heermann,  
Fleming, Rist und Claudius tief in seine Seele aufgenom-  
men.

Eigentlich haben ihn immer Lieder der Kirche begleitet.  
Als Verwandelter nimmt er die Arbeit an ihnen auf.  
„Und nun sollte ich mich zu der Perle aller Perlen wenden,  
zu dem Lied, das eine christliche Antwort auf eine der  
schönsten Oden des Horaz ist:

Frieden ruft auf offnem Meer der Schiffer.

So beginnt der Römer, und Gerhardt antwortet:

Gib dich zufrieden und sei stille  
in dem Gotte deines Lebens!

Und wenn Horaz sagt:

Nil est ab omni parte beatum  
(Nichts ist nach jeder Seite selig),

erwidert unser Freund und Meister:

Wo ist ein Haus,  
das könnte sagen:  
Ich weiß durchaus  
von keinen Plagen?  
Gib dich zufrieden!

Dann fährt er fort, denn wir wollen doch wenigstens  
die drei Schlußstrophen miteinander lesen:

Es kann und mag nicht anders werden:  
Alle Menschen müssen leiden;  
was webt und lebet auf der Erden,  
kann das Unglück nicht vermeiden.  
Des Kreuzes Stab  
schlägt unsre Lenden  
bis in das Grab;  
da wird sich's enden.  
Gib dich zufrieden!

Es ist ein Ruhetag vorhanden,  
da uns unser Gott wird lösen;  
er wird uns reißen aus den Banden  
dieses Leibs und allem Bösen.

Es wird einmal  
der Tod herspringen  
und aus der Qual  
uns sämtlich bringen.  
Gib dich zufrieden!

Er wird uns bringen zu den Scharen  
der Erwählten und Getreuen,  
die hier mit Frieden angefahren,  
sich auch nun in Friede freuen,  
da sie den Grund,  
der nicht kann brechen,  
den ew'gen Mund  
selbst hören sprechen:  
Gib dich zufrieden!

Das Lied ist mit mir gegangen durch Jahrzehnte, in denen ich mich der Lehre und der Kirche Jesu Christi entfremdet wähnte, sein Seelenton hat mich auch damals manchmal bis zu Tränen gerührt. Es sind Paul Gerhardts Lieder gewesen, an denen ich mit leiser Hand zurückgeführt worden bin, noch ehe mir das Wort der Schrift selbst wieder lebendig geworden war. Wenn ich daher auch heute nichts als Lob und Dank vorzubringen weiß, so muß ich schon mit Luther sagen: Ich kann nicht anders.“<sup>63</sup>

Im Umgang mit den großen Meistern der evangelischen Kirchenlieddichtung ist Schröder gewachsen. Bemerkenswert ist, daß er die traditionellen Momente mit in seine Arbeit hinübernimmt und diese mit dem Neuen, mit den aus der Wendung zum Glauben erhaltenen Impulsen verbindet.

Die Verantwortung eines glaubenden Christen war es dann auch, die von ihm die höchsten künstlerischen Leistungen im neuen — wenn wir so wollen — sakralen Bereich forderte.

Wie sehr er als der von Gott Gerufene und nunmehr als der Gehorchende lebt, der um den Ernst dessen weiß, was seines Amtes ist, hat er in einer kleinen Schrift dargestellt, die 1937 weite Kreise hat aufhorchen lassen und einen nicht unerheblichen Anteil am Aufbruch zum „neuen Lied“ hatte.

„Nach wie vor steht in den Gesangbüchern, wenn man den dichterischen Maßstab anlegt, Kraut und Unkraut durcheinander; und man wende mir nicht vor, es komme da nicht in erster Linie auf dichterische Werte an. Wer erbauliche Gedanken und Gefühle in Verse bringen will, soll es unter Aufbringung aller Mittel seines Stils und seiner Kunst tun, sonst versündigen sich Sänger und Nachsänger am Gebot der Namensheiligung.“<sup>64</sup>

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie damals sein Heftchen von Hand zu Hand ging und wir „Jungen“ in Kirchenmusik und Theologie durch das, was er zu sagen

hatte, in Bewegung gerieten. Es war eine Zeit — wir dürfen es dankbar bekennen —, in der es blitzartig ins Bewußtsein kam, was es um das echte Lied der Gemeinde Jesu Christi war. Wer selbst einmal mitten in einer solchen Bewegung gestanden hat, kann ermessen, was es bedeutet, wenn Lied und Verkündigung in der Kirche aus einer Quelle gespeist werden. Wer damals dabei war, der weiß aber auch um die Armut unserer Tage und kann nur traurig über all das sein, was eine kirchliche Betriebsamkeit heute auf dem Gebiet des Liedes hervorzaubert.

Wie Rudolf Alexander Schröder als der Gehorchende seines Dichteramtes waltete, erfahren wir, wenn wir ihn im Umgang mit der Heiligen Schrift belauschen.

Das Tauflied „Der Heiland kam zu seiner Tauf“ gestattet uns trotz eigener Prägung einen mühelosen Einblick.

Der Heiland kam zu seiner Tauf'  
und tut den Reichsgenossen  
das Paradies von neuem auf,  
das unsre Schuld verschlossen.

Er trat gehorsam unters Joch,  
und daß man's spür' und glaube,  
fährt über ihn aus Himmeln hoch  
der Geist gleich einer Taube.

Geist, der im Wasser und im Hauch  
uns wandelt, stärkt und nähret  
und lebt im Wort und wirkt im Brauch,  
da man den Vater ehret.

Du sprachest zu den Jüngern: Laßt  
die Kindlein mir begegnen!  
Drum bringen wir den neuen Gast;  
woll, Jesu Christ, ihn segnen!

Wir taufen ihn – denn Wasser tut  
beim Wunder nicht das meiste –  
auf deinen Namen und dein Blut  
im Vater, Sohn und Geiste.<sup>65</sup>

Es ist nicht schwer, die biblischen Grundgedanken, die der gesamten Heiligen Schrift – von den ersten bis zu den letzten Blättern – entnommen sind, hier zu erkennen. Schröder verdeutlicht, daß wir als die ausgewiesenen „Reichsgenossen“ wieder Zutritt zum Reich erhalten, obwohl der menschliche Hochmut dagegen steht. Der Gehorsam Jesu Christi läßt für uns diesen neuen Anfang Wirklichkeit werden, und damit „man's spür' und glaube, fährt über ihn aus Himmeln hoch der Geist gleich einer Taube“. Unser Dichter weiß mit der Christengemeinde, daß wir den am Jordan getauften Jesus als unseren Christus nötig haben. In diesem Wissen tut sich schon hier die andere, die ewige Welt auf und geht jetzt und hier eine Verbindung mit der glaubenden Gemeinde ein, für die fortan das Wort mehr als die Aneinanderreihung von Buchstaben ist. Sie ist direkt mit dem Herrn verbunden und hat keine Mittelsperson nötig; wer das meint, erregt den Unwillen des Herrn. So ist sie als Gemeinde der Getauften verankert in den Gnadengaben, die der gekreuzigte und auferstandene Herr ihr übereignet hat.

Bevor wir uns in den Arbeiten des Dichters weiter umsehen, wollen wir den Ort ausmachen, da er innerhalb des Protestantismus seine Behausung aufgeschlagen hat. Wir tun das mit schmerzlicher Anteilnahme und wären froh, wenn der Protestantismus eine Einheit darstellte und somit solche Überlegungen überflüssig wären.

Rudolf Alexander Schröder war Lutheraner; als solcher, und das muß mit Nachdruck gesagt werden, war er nie ein bloßer Parteigänger Luthers. Er wußte sich dem *Wort* und nicht Luther verantwortlich, weil er sich in erster Linie der Botschaft und nicht der Dogmatik geöffnet hatte. Darum hatte Schröder Freunde in allen Konfessionen und

kirchlichen Gruppen. Daraus ersehen wir noch ein Bedeutendes, daß es nämlich in allen Konfessionen und Gruppen Jünger Jesu gibt, die einander achten können, wenn sie dem Wort mit Respekt begegnen. Aber hören wir, warum sich Rudolf Alexander Schröder zu Luther hingezogen fühlt!

„Wohl ließe sich vielleicht zu der zweiten Frage gerade vom Dichter aus das eine oder das andere vorbringen. So ist beispielsweise Luthers Abendmahlslehre mir immer in sehr eindrücklichem Maße als Zeugnis eines dichterischen Gesamtverhaltens erschienen. Das ‚est‘ ‚est‘ ‚est‘ unter der Decke des Marburger Tisches hat für den Dichter in mir der Dichter in Luther hingeschrieben, der Mann, der in tiefster Seele um den Kairos, das heißt um das richtige Fallen, um die unwiderrufliche Aussage eines entscheidenden Wortes wußte, aus eigenster Erfahrung, aus eigenster Anlage, eigenstem innerem Zwang und Muß heraus. Wenn er dem Zwingli am Ende des Gespräches zurief: ‚Ihr habt einen anderen Geist als wir‘, so sprach — abgesehen von allem übrigen, das in dieser weltgeschichtlichen Absage zum Ausdruck kam — auch der Dichter in Luther sein Wort gegen den Philologen Zwingli, der einfältige Mensch gegen den weniger einfältigen; es sprach der in sehr wesentlichem Maße dichterisch Bestimmte und Beschwingte zu dem ‚amuso‘ (ohne künstlerisches Empfinden), als den wir den gelehrten und staatsmännischen Zürcher trotz seiner musikalischen Begabung und der von ihm erhaltenen Verse doch im Vergleich mit dem Wittenberger ansprechen dürfen.

Mit anderen Worten: Zwingli war ein Mensch, dem nicht wohl war, wo er nicht begreifen und erklären konnte, während die gewaltigen Gemütskräfte Luthers gerade in der Fähigkeit und dem Bedürfnis wurzelten, vor dem Geheimnis innezuhalten. Ihm eignete die Scheu, das Mysterium in seinem Majestätsrechte da zu kränken, wo es mit dem Akte der Offenbarung sich zugleich der rationalen Rechtfertigung und Erklärung entzieht und damit

auch alle menschlichen Erklärungsversuche zur Ohnmacht verurteilt. Wenn ein anderer deutscher Dichter sagt:

Unsres Geistes höchster Feuerflug  
hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug,

so ist das gut lutherisch gedacht. Luther wußte, was ein Gleichnis, ein Symbolum zu sein vermöge, was es auf seiner höchsten und ursprünglichsten Stufe — nahe dem Herzen Gottes — wirklich sei, nämlich eine lebendige Wesenheit, ein tatsächliches Äquivalent (Gegenwert). Er wußte, daß das Gleichnis, so verstanden, eines sei und der Tropus ein anderes. Dem Philologen und Exegeten Zwingli galten beide gleich viel.

Damit hätte ich von mir aus die oft aufgeworfene Frage, ob Luther im Kerne seines Wesens ein Dichter oder ob er ein vielbegabter Mann gewesen sei, der um Amts und Berufs willen sich auch einige Liedweisen und Liedtexte angenötigt habe, schon beantwortet. Er war ein Dichter, wäre es auch ohne die einigen dreißig oder vierzig Lieder und Reime, die wir von ihm besitzen.“<sup>66</sup>

Dies ist ein Bekenntnis und nicht eine Apologie zum Abendmahl; eine Verteidigung ist auch in diesem Falle völlig unangebracht, denn der Tatbestand, den die Heilige Schrift übermittelt, spricht für sich. Dichtung ist für Schröder zugleich Verkündigung, Weitersagen der einen biblischen Botschaft im Wissen und in der Respektierung des Mysteriums Gottes. Das Mysterium, man verzeihe uns diesen Ausdruck, ist das Mark des Wortes, der Glanz, der in die Welt hineinstrahlt; ohne das Mysterium wäre das Wort nicht das Wort Gottes, es würde einer Glocke gleichen, die zwar die Form, aber nicht den Klang hat. Eine Rede, die das nicht respektiert, mag glanzvoll und auch religiös gefärbt sein, sie muß aber im Raum, in dem sich die Gemeinde Jesu Christi bewegt, ins Leere treffen, denn sie hat nicht IHN zur Mitte. Gottes Wort ist mehr, als der Verstand eines Menschen erfassen kann; Gottes Gedanken, daraus seine Zeichen und Wunder entspringen, thronen

hoch über seiner Menschheit. Doch fragen wir unseren Dichter!

O Sohn, bist von den Tauben,  
die hören und nicht glauben;  
gehst suchen gleich den Blinden,  
die schaun und nimmer finden?  
Laß Wägen und Bedingen;  
wie könntest du's erschwingen?  
Trägst kaum die Last, die kleine,  
und härmst dich um die meine?  
Wirst dich umsonst versinnen,  
wirst nichts als Tod gewinnen.

Blick auf und glaub dem Wunder!  
Ich hang' am Kreuz jetzunder,  
verachtet, voller Wunden,  
und bin zu selber Stunden  
dein Richter, ich, und wohne  
an Vaters Hand im Throne.  
So bist auch du der Böse,  
weißt, daß dich niemand löse;  
bist doch in der Gemeine  
der Meinen mein und reine.

Vernunft kann's nicht erklären,  
dein Glaube muß mich lehren;  
sie kommt zu Fall und Schaden  
vorm einen Wort: aus Gnaden.  
Vor dem steht sie betäubet;  
doch selig der, der gläubet,  
auf Hoffnung sich bescheidet  
und Liebe gibt und leidet.  
Wer daran hält ohn' Wanken,  
hält Gottes Herzgedanken.<sup>67</sup>

Der Gehorsam gegenüber dem Worte Gottes zusammen  
mit der durch das Wort gemachten Glaubenserfahrung,



die die Welt nicht kennt, weil sie nichts weiß vom Geheimnis Gottes, zwingt Schröder, seine Blicke auf Ostern zu richten.

Wenn wir es uns auch zur Aufgabe gemacht haben, möglichst oft den Meister zu Wort kommen zu lassen, so sei uns dennoch eine kurze Bemerkung zu diesem Problem gestattet. Leider überwiegt heute die Lautstärke der sog. „Historiker“ und „Geisteswissenschaftler“ innerhalb der biblischen Disziplinen (Altes und Neues Testament) derart, daß ihre vermeintlichen Forschungsergebnisse als nachahmenswerte Glaubenssätze vielfach angeboten und befolgt werden. Unser Dichter hat sich mit aller Deutlichkeit dagegen gewandt. Geht es dabei nicht letztlich doch um die Gottheit Gottes?

Christ ist auferstanden!  
Lasset euch bedeuten,  
kündet's allen Landen,  
sagt's vor allen Leuten!

Den wir niederlegten,  
ihn in Tücher wanden,  
seines Leichnams pfl egten,  
ist vor Tag erstanden.

„Er ist auferstanden,  
tröstet die Gemeinde!“  
Der zu rechten Händen  
sprach's vorm leeren Steine.

Heil und Friede fanden,  
die verloren waren;  
Christ ist auferstanden,  
der hinabgefahren

zu den finstern Landen,  
Erstling aller Toten,  
ist vom Tod erstanden.  
Geht und sagt's, ihr Boten:

Aus der Hölle Banden,  
Gottes Sohn wahrhaftig,  
ist heut auferstanden  
und des Reichs teilhaftig;

Gott zu Gott erstanden,  
König ohnegleichen!  
Satan muß mit Schanden  
in den Abgrund weichen.

Kündet's allen Leuten,  
laßt's ob allen Landen  
alle Glocken läuten:  
Christ ist auferstanden!<sup>68</sup>

Rudolf Alexander Schröder hat nicht nur diese Verse geschrieben, sondern auch einen bemerkenswerten Aufsatz in der Schrift „Auferstehung, Eine Botschaft und ihr Widerhall“, die 1940 von Kurt Ihlenfeld im Eckart-Verlag herausgegeben und leider nicht wieder aufgelegt wurde. Ihlenfeld schreibt im Blick auf Schröder zu unserem Problem: „Schröder wünschte einen seine Position deutlich aussprechenden Titel . . .“<sup>69</sup> Diesen hat er auch gewählt: Christ ist erstanden! Darin lesen wir: „Wir Christen haben dies Wort und halten an ihm, wir sind bereit, unser Leben ‚um des Lebens willen‘ an seine Verheißung zu wagen. Aber wir wollen deshalb von unsern Brüdern auf der andern Seite der Kluft nicht unbillig denken. – Wissen wir nicht von uns selber, daß unser Streben auf dem ‚Fels des Ärgernisses‘, unser Dasein auf dem archimedischen Punkt hier unten auch für den Frommsten unter uns immer noch mehr ein Ziel des Gebets und der Hoffnung ist denn ein in jedem Augenblick unseres Lebens betätigter Besitz? ‚Verfügbar‘ ist dieser Besitz wohl in jedem Augenblick; aber wir sind immer noch weit davon entfernt, ihn so zu nutzen und zu handhaben, wie es dem rechten Gehorsam unter Gottes Wort zustehen würde. Oder dürfen wir alle uns in vollem Umfange die Rede des zweiten

Petrusbriefes zueignen: Wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl daran, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen?

Auferstehen heißt Wiedergeburt. Wiedergeburt aber heißt nach den Worten unseres Herrn: Kind werden, Kind, das sein ‚Abba, lieber Vater‘ rufen darf, weil ihm zugefallen ist, was vor aller Welt als die Krone allen Kindseins gilt: einfältiger Gehorsam. Sind wir immer bereit, diesen Gehorsam zu üben, halten wir immer fest am ‚festen Wort‘, auch da, wo unsere Zweifelsucht uns Ausflüchte statt des Gehorsams anbietet? Sind wir nie in der Versuchung, das, was man die ‚Wunder‘ der Schrift nennt, uns mit allerhand Vorbehalten ‚mundgerecht‘ zu machen, uns, das heißt nicht unserm neuen, sondern unserm alten Adam mit seinen Ansprüchen auf Welterkenntnis, auf vieltausendjährige Erfahrung, und wer weiß, was sonst noch? Sind wir nicht in jenen schwächsten Stunden, in denen wir uns vor Gott als ‚Erwachsene‘ fühlen, immer wieder drauf und dran, an den Berichten zu deuteln, mit denen Gottes Barmherzigkeit (so hat’s Melanchthon ausgelegt) uns den Weg über den Abgrund hat erleichtern wollen? Die Berichte von den letzten irdischen Erscheinungen des Herrn, Zeugnis der Evangelisten und jenes Paulus, der einmal mit allen Mitteln jüdischer und griechischer Weisheit gegen den Auferstandenen zu Felde gezogen war — wie viele Christen mögen sie auch heute noch deuten als Erzeugnisse von, nun sagen wir, Einbildungen, hinter denen vielleicht oder gar sicher die Wirkung des ‚Geistes‘ stehe, die aber eben doch als Substrat (Grundlage) geschichtlicher Überlieferung ‚auszuscheiden‘ seien, wie man das so kühn nennt.

Das jüngste Buch eines angesehenen Theologen legt mir diese Gedanken nahe. Ich vermag seine Wege nicht mitzugehen; meine auch nicht, daß der menschenfreundliche Gedanke, der manchmal hinter solchen Versuchen stehen

mag, auf ihrem Wege sein Ziel erreichen und der ‚Welt draußen‘ den Weg zum Geheimnis gängiger machen wird. Ich meine, daß Versuche nach dieser Richtung sehr oft von einer falschen Einschätzung der ‚Welt‘ und ihrer eigentlichen Bedürfnisse ausgehen. Denn, soweit ich nach eigener Erfahrung urteilen darf, kennt die Welt, die für ‚Verkündigung‘ überhaupt in Frage kommt, ihr eigenes Elend und ihr geheimstes Sehnen wesentlich besser, als man’s hie und da auf Katheder und Kanzel vermutet. Sie will, wenn sie sich’s einmal was hat kosten lassen, den archimedischen Punkt und nicht statt seiner wiederum eine gleitende Ebene, die ja nach dem Stand der herrschenden Kritik bald mehr nach rechts, bald mehr nach links, bald sonst irgendwohin rutscht.“<sup>70</sup>

Schröder hat den Anruf Gottes immer als eine Forderung an sein Gewissen verstanden. Von da her lehnt er den Zeitgeist wie auch das Gefühl als für den Glauben bestimmend ab. Für ihn sind beide Schwankungen und Stimmungen unterworfen und lassen somit die feste Mitte vermissen. Im Blick auf das Gefühl vermerkt er einmal: „Gefühle, sie mögen noch so verschiedener Herkunft sein, sind geneigt, Grenzverletzungen zu begehen und zu erdulden, sie sind Freibeuter und Freizügler der Seele; der Übergang von Liebe zum Haß, vom Lachen zum Weinen, vom Begehren zum Abscheu wird jedenfalls grundsätzlich leichter vollzogen als das vom Ja zum Nein einer Entscheidung, eines Urteils, eines Bekenntnisses. Diese müssen im Gegenteil, je kraftvoller, je entschiedener, je klarer sie sind, um so schärfer auf Innehaltung ihrer Grenzen, auf Wahrung ihrer Reinheit bedacht sein.“<sup>71</sup>

Wie sehr Schröder als der nunmehr Glaubende in die Erfahrungswelt eines Christen eingedrungen ist, begegnet uns überall, wo er sich in Wort und Schrift zu dem immer Neuen und doch so Alten der Gottesbotschaft äußert. Die klare und nüchterne Aussage, mit der uns das Wort anspricht, stellt er immer wieder heraus. Nicht „mystische Schau mit ihren Schauern und Verzückungen“, sondern

nur „nackte keusch-nüchterne Lehre vom Wort“<sup>72</sup> kann Grundfeste der christlichen Verkündigung in Predigt und Lied sein.

Was dem Gehorchenden auferlegt wird, was er im Zuge seiner Berufung zu durchlaufen hatte, wird uns aus einer Bemerkung verständlich, die er im Blick auf Luther gemacht hat.

„Luther, man kann das unter gewissen Gesichtspunkten sagen, war seinem Wesen und seinen Anlagen nach so etwas wie eine lebendige Verwirklichung des theologischen Begriffs der *complexio oppositorum* (Zusammenfassung der Gegensätze). Mann der nüchternen Wirklichkeit, Realpolitiker und zugleich Mann der Einsamkeit, des abseitigen Ringens und Fühlens, des allerpersönlichsten Angefochten- und Gerechtfertigtseins im Mysterium Glauben. Auf welcher Seite das Schwergewicht lag, aus welcher Berührung er die eigentliche Bestätigung seines Wirkens gewann, aus der mit der Welt oder aus der mit dem Schrecken und dem Trost der einsamen Hingabe, darüber braucht es kein Wort.“<sup>73</sup>

Dies ist mehr als eine allgemeine Feststellung. Hier steht allerpersönlichste Erfahrung dahinter. Und gerade das ist das Besondere bei Schröder: Er ist immer ganz beteiligt. Hier und gerade hier rückt der Dichter in die Reihe der Propheten und Gottesmänner des Alten und Neuen Bundes, wie sie uns in dem Wort entgegentreten, das Gott selbst als bis in die Ewigkeit hinein gültig bezeichnet hat.

Im Juni 1939 wurde bei der philosophischen Fakultät der Universität Wien eine Dissertation eingereicht, die sich mit Rudolf Alexander Schröder und seinem Werk befaßte. Nur mit Erschütterung und Traurigkeit kann man diese Arbeit lesen, die unseren Dichter dem damaligen Zeitgeist zu opfern suchte. Obwohl der geistige Standort Schröders ausreichend bekannt war, wurde dennoch der Versuch unternommen, ihn den weltanschaulichen Forderungen nationalsozialistischer Machthaber unterzuordnen. Es

sollte nie aus unserem Bewußtsein schwinden, wie weit intellektuelle Kreise sich oft zu einem solchen Tun bereitgefunden haben und statt der Wahrheit Verwässerung als Vorbote von Verunglimpfung mit einem akademischen Grad honoriert worden ist.

Wie sehr unser Dichter als der Gehorchende seines Gottes mitten im Bekenntnis seiner Kirche stand und wie für ihn der Glaube keine Angelegenheit der Erziehung, sondern ausschließlich der Erfahrung war, das kann wohl nur die kleine Schar derer ermessen, für die die Inkarnation Gottes in Bethlehem im jüdischen Lande erfolgt war. Gerade in bedrohlicher Zeit hat Schröder die Position bezogen, die die Kirche von ihren Dichtern erwarten muß. Freimütig hat er sich zu seinem Herrn und Heiland Jesus Christus bekannt. Kurt Ihlenfeld sagt: „Übrigens sind die Kirchenlieder sämtlich in den dreißiger und vierziger Jahren, also angesichts der ungeheuren politischen Bedrohung und Erschütterung geschrieben. Der Dichter hätte ja auch schweigen oder sein Herz ganz in der Stille ausschütten können. Aber nein, er trat willentlich bewußt heraus aus dem Kreis der persönlichen Erfahrung von Gemeinde und Volk. Nur noch Jochen Klepper, zuletzt auch Siegbert Stehmann (gefallen 1945) sekundierten ihm hierbei, sonst niemand. Ausgesungen! muß es heute heißen für das deutsche protestantische Kirchenlied.“<sup>74</sup>

Im Jahre 1939 schreibt Schröder seinen Freunden in Bethel zur Aufhebung der Theologischen Schule durch die Gestapo.

Traf's? Der Blitz hat eingeschlagen?  
Hütte Gottes, mußt du klagen?  
Feuer fiel vom Herrn, zerstörte,  
was noch gestern dein gehörte?

Sei getrost, es ist ein Frommen;  
was Gott gab, hat Gott genommen.  
Gott hat wohl verborgne Schätze,  
draus er' hundertfalt ersetze.

Er, der allerorten thronet,  
nicht in Haus und Tempel wohnet,  
die gemacht mit Menschenhänden,  
spricht: Ich will euch nochmals senden.

Nehmt die Weisung, laßt euch führen,  
setzt den Stab an fremde Türen;  
denn wir sind hier, ein und anderer,  
Pilgrim Gottes, Gottes Wandrer.

Wenn der Frost den Baum entläubet,  
hat der Same längst gestäubet.  
Gott bricht Reich – aus Flug und Achsen,  
der zum Senfkorn sagt: Sollst wachsen.

Geht kein Haar ohn' ihn verloren,  
der uns täglich neu geboren.  
Schadentun darf euch nicht schaden,  
wenn ihr's nehmt von Gottes Gnaden.

Schickt euch, also will's sein Wille.  
Lernt Gehorsam in der Stille;  
denn der Tag ist niemals ferne,  
da die Welt das Wundern lerne,

da sie sieht, Gestorbne leben,  
sieht den Schwächsten Kraft gegeben.  
Seid ihr's nicht? Und habt doch Kräfte,  
Geist des Herrn und Geist's Geschäfte.

Geht denn, treibt das Alt' und Neue  
heut und morgen: Lieb' und Treue,  
Mühen am Werk, am Werk Gedulden  
und Gebet: Vergib die Schulden!

Welt mag baun an ihrem Turme;  
tausend Jahr verwehn im Sturme  
spurlos, da der Dreimal-Eine  
ewig bleibt und schirmt das Seine.<sup>75</sup>

Wir haben es mit dem Gehorsam eines Dichters zu tun, dessen wir uns vergewissern wollen. Wenn wir hier letztlich auch nur Gedankenanstöße vermitteln können, so dürfen wir dennoch das, was die gesamte Christenheit als Glaubensbekenntnis der Welt mitteilt, im Blick auf unseren Dichter nicht außer acht lassen. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß das folgende Glaubenslied auch Eingang in römisch-katholische Gesangbücher gefunden hat.

Wir glauben Gott im höchsten Thron;  
wir glauben Christum, Gottes Sohn,  
aus Gott geboren vor der Zeit,  
allmächtig, allgebenedeit.

Wir glauben Gott, den Heil'gen Geist,  
den Tröster, der uns unterweist,  
der fährt, wohin er will und mag,  
und stark macht, was daniederlag.

Den Vater, dessen Wink und Ruf  
das Licht aus Finsternissen schuf;  
den Sohn, der annimmt unsre Not,  
litt unser Kreuz, starb unsern Tod.

Der niederfuhr und auferstand,  
erhöht zu Gottes rechter Hand,  
und kommt am Tag, vorherbestimmt,  
da alle Welt ihr Urteil nimmt.

Den Geist, der heilig insgemein,  
läßt Christen Christi Kirche sein,  
bis wir, von Sünd' und Fehl' befreit,  
ihn selber schau'n in Ewigkeit.<sup>76</sup>

Es ist nicht schwer, hier die Väteraussagen, das Apostolikum, zu erkennen, das zugleich eine Interpretation erfährt. Dieses Lied allein würde genügen, um Schröder als Lehrer und Hirten seiner Kirche auszuweisen.



Ergreifend ist es zu erfahren, mit welcher durchgeistigter, bis zum Letzten vertrauender Liebe unser Dichter zu seinem Heiland Jesus Christus steht. Er ist für ihn nicht irgendein Wesen, dem man aus mancherlei Gründen, ob zu Recht oder zu Unrecht, Ehrfurcht entgegenzubringen hat, nein, er ist „wahrer Mensch und Gott, der am Holz gehangen“.<sup>77</sup> Und darum:

Welt, fahr hin! Wir suchen Sold,  
der uns besser tröst':  
Nicht mit Silber, nicht mit Gold  
wird der Mensch erlöst.  
Ewig unvergänglich Gut,  
unverwelklich Heil  
ward durch Christi teures Blut  
unser Erb' und Teil.

Heil, eh' Welten Grund gesetzt,  
längst zuvor ersehnt,  
aber nun zu guter Letzt  
unserhalb geschehn,  
da das Lamm die Krone trägt  
nach bestandnem Streit,  
auferweckt und angelegt  
mit der Herrlichkeit.

Nüchtern gürtet das Gemüt,  
nehmt der Hoffnung wahr,  
die durch Gnad' im Glauben blüht,  
kündlich offenbar.  
Seid gehorsam, wandelt rein,  
bändigt Lust und List;  
wisset, ihr sollt heilig sein,  
weil Gott heilig ist!

Den ihr liebhabt, ungesehnt,  
dem ihr dient und glaubt,  
folget seinem Auferstehn

als ein Glied dem Haupt.  
Fügt euch um den Meister her,  
lebend, Stein zu Stein,  
er des Hauses Grund und Herr  
und wir alle sein;

die wir nicht mehr taub und blind  
gleich den Sündigern,  
sondern Neugeborne sind  
aus dem Wort des Herrn.  
Wie des Grases Blume dorrt,  
schwinden Freud und Leid:  
Unsres Herrn verkündigt' Wort  
bleibt in Ewigkeit.<sup>78</sup>

Wollen wir nun ein Gespräch mit dem Dichter belauschen, das uns Kurt Ihlenfeld in einer kaum zu überbietenden Innerlichkeit mitteilt:

... Unwillkürlich streckte er die Hand aus und berührte das Knie des straff aufgerichtet vor ihm sitzenden Mannes wie zum Zeichen, daß er sein Anliegen als ein vertrauliches annehme. Eine kleine Pause entstand, während der nur das Ticken der Kaminuhr zu vernehmen war und das leise Rauschen des Dezemberwindes, der leichte Schneewolken gegen den Hügel und das Haus heraufführte. Dann lehnte sich der Dichter wieder zurück und sagte, den Blick zur Zimmerdecke aufhebend:

„Die Frage, lieber Freund, die Sie mir vorlegen, reicht ins Mysterium, das werden Sie wissen. Wir sitzen hier beisammen in einem Gespräch und zu einer Stunde, wie es Ihnen vielleicht noch aus Ihrer Bibellektüre von einem Paare in Erinnerung sein wird. Auch damals ging der Wind ums Haus, auch damals war Nacht, auch damals fragte einer nach dem Geheimnis der Wiedergeburt. Allerdings fragte er einen, der ihm eine andere Antwort zu geben vermochte als ich mit meinen geringen Worten. Ja, in dem anderen hatte er die Antwort vor sich. Das Wort war Fleisch geworden. Ich sehe, daß Sie ein wenig stutzig

werden bei diesem Satze. Sie wollen keine Bibelworte hören, Sie wollen *meine* Worte hören. Nun, die habe ich Ihnen nicht vorenthalten. Vielleicht sind doch meine Gedichte dem Geheimnis, von dem wir reden, näher als alle nachträgliche Begründung, die ich Ihnen mit dürren Worten zu geben vermöchte. Sie werden zugeben, daß das ganze hierhergehörige Wort aus jenem biblischen Nachtgespräch nicht nur ein geistliches, sondern auch ein poetisches Wort ist. Sie kennen es gewiß auch: ‚Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.‘“

„Mysterium —“, sagte der Besucher und sah den Dichter erwartungsvoll an. „Mysterium, ja. Aber es hat einen Namen, dieses Mysterium.“

„Nennen Sie ihn ruhig“, erwiderte der Dichter, „es ist eine Woche vor Weihnachten, warum sollten wir nicht von Jesus reden?“

„Aber vor dreißig Jahren —“

„— wäre ich nicht fähig dazu gewesen, ich gestehe es, und Sie wissen es aus manchem, was ich geschrieben habe. Es war damals unmöglich. Beides fehlte: der Geist und die Liebe. Der Geist, der die Liebe erweckt — ich meine die Liebe zu Jesus —, und die Liebe, die sich nach dem Geist sehnt. Wir waren in eine äußerste Ferne von ihm geraten. Halten Sie es für unmöglich, ihm wieder nahe zu kommen? Halten Sie es nicht für denkbar, daß die Fernsten ihm einmal am nächsten kommen? Die ihm nahe waren oder es zu sein glaubten, besaßen wohl wenig Überredungskraft, zu wenig Feuer, um uns für ihn zu erwärmen. Sie hielten sich zu lange mit den landläufigen Einwänden gegen ihn auf und gerieten dabei immer mehr aus dem Glauben ins Meinen. Es war kein erhebendes Bild, von anderm ganz zu schweigen, was gerade uns Dichtern die Sache verdächtig machte, etwa den Geschmacklosigkeiten, mit denen man Jesus populär zu machen versuchte —“

„Verzeihen Sie“, unterbrach hier der Besucher, „was verstehen Sie unter der Liebe zu Jesus?“

Wiederum entstand eine kleine Stille. Der Dichter hatte die Augen geschlossen, dann stand er, wie einer plötzlichen Eingebung gehorchend, vom Sessel auf und hob den griechischen Krug vom Kamin.

Ein Anflug von Lächeln erhellte sein Gesicht, als er nun mit spürbarer Bewegung zu reden begann:

„Was hat Sie, lieber Freund, veranlaßt, diesen schönen Krug zu machen? War es nicht — Liebe? Sie hatten eine bestimmte Vorstellung seiner Form, und diese wiederum war das Gleichnis für noch etwas anderes, Tieferes, vielleicht gar nicht Sagbares. Nicht nur, daß Sie mir eine Freude machen wollten — Sie gaben in dieses Ding etwas von Ihrem Wesen hinein. Es wurde schön und bedeutend zugleich. So aber schafft nur die Liebe.“

Nun muß ich es schon rundheraus sagen, was ich meine. Hoffentlich gelingt es mir, mich Ihnen verständlich zu machen.“

Der Besucher erschrak, denn er bemerkte, daß das Gesicht des Dichters wie unter einer Anstrengung sich verfärbte, es wurde eigentümlich fahl, während die Augen sich zu verdunkeln schienen. Eine Handbewegung des Dichters ließ ihn, der sich zur Hilfeleistung erheben wollte, wieder in den Sessel zurücksinken —

„Lassen Sie nur, es geht vorüber. Was ich sagen wollte, ist dies, Gott hat seine ganze Liebe in Jesus ergossen. Er ist das herrliche Gefäß seiner Liebe. Gott hat ihn geschmückt mit allen Gaben des Geistes, mit allen Kräften der Erkenntnis, mit aller Gewalt des Wortes. Aber nicht genug damit, hat er ihn geschmückt mit aller Schmach der Sünde, mit allem Gewicht der Leiden, mit allen Schmerzen des Todes. Kann es eine größere Hingabe der Liebe geben als diese? Ja, das Mysterium hat einen Namen. Wir müssen ihn neu sagen lernen. Wir müssen so weit kommen, daß wir ihn nur unter Tränen aussprechen können.“

Ich bin ein alter Mann; ich werde im nächsten Jahr

siebzig. Glauben Sie mir, daß es mir oft nach den Worten des cherubinischen Wandersmannes geht, der da sagt: ‚Ach, daß ich dich so spät erkennet, du hochgelobte Schönheit du, und dich nicht eher mein genennet, du höchstes Gut und wahre Ruh! Es ist mir leid, ich bin betrübt, daß ich so spät geliebt.‘ Stoßen Sie sich nicht am barocken Überschwang dieser Verse! Man kann es eigentlich gar nicht überschwenglich genug sagen. Oder was soll, was kann der Mensch gegen das Übermaß der göttlichen Liebe tun, wenn nicht dies — daß er erwidert?“

„Ist menschliche Liebe dazu imstande?“

„Sie ist es. Sie muß sich aber auf den richten, in dem allein Gott geliebt werden kann. Wir müssen Jesus lieben. Ist es nicht ein schreckliches Schauspiel, das die Welt unter Christen und Nichtchristen bietet: daß Gott den Menschen seine Liebe anbietet, sein Herz, und sie laufen vor ihm davon?“

... Der Besucher hatte unverwandt auf den Dichter geblickt. Jetzt, als diesem vor Bewegung die Stimme versagte, bedeckte der Jüngere seine Augen mit beiden Händen. Es war wie eine Aufwallung von Scham, als habe er kein Recht, zu sehen, wie sich die innere Erschütterung über dem Gesicht des Dichters ausbreitete. In die eng aneinandergedrückten Hände hinein wagte er nun die letzte Frage:

„Seit wann lieben Sie Jesus?“

Da merkte er, daß der Dichter sich von ihm entfernte, doch sah er nicht auf. Erst als er hörte, wie die Tür leise ins Schloß gedrückt wurde, blickte er dorthin — der Dichter hatte das Zimmer verlassen. Der Gast erschrak. Hatte er zuviel gewagt mit seinen Fragen? Hatte er an allzu Zartes mit plumper Hand gerührt? Doch da kam der Dichter schon wieder zurück, schaute freundlich ins Zimmer hinein und sagte: „Ich habe gedacht, wir sollten einen Augenblick vors Haus treten und nach dem Himmel sehen, es ist jetzt wunderbar still draußen und sternklar.“ Er war schon im Pelz und half nun auch seinem Gast in den Mantel.

„Kommen Sie mit; draußen werde ich Ihnen Ihre letzte Frage beantworten.“

Überwältigend prunkte das Firmament in seiner Sternenfülle. Überall glühten und schimmerten die himmlischen Feuer. Die beiden Männer standen schweigend. Dann legte der Ältere mit einer gleichsam schützenden Gebärde den Arm um die Schulter seines Gastes und sagte mit ruhiger Stimme:

„Er hat mich vor mir selber gerettet. Ich wäre ohne ihn zugrunde gegangen. Seitdem liebe ich ihn.“<sup>79</sup>

Kann es noch ein besseres Glaubenszeugnis geben? Eines muß uns hier deutlich werden, daß zwischen der objektiven Gültigkeit des Evangeliums und der eigenen, der subjektiven Erfahrung unseres Dichters ein zwar geheimnisvoller, doch unlöslicher Zusammenhang besteht. Darum kann er den Heroldsdienst der Frohen Botschaft tun. Das An=sich=selbst=erfahren=Haben macht ihn fähig, in sachlicher Verbindlichkeit die Wahrheit und die Lebenskraft der alleingültigen und bis in die Ewigkeit hineinreichenden Botschaft zu bezeugen. Die Freude, von dieser Botschaft erfaßt zu sein, ist es, die Schröder die Fröhlichkeit verleiht, leben und für seinen Herrn schaffen zu dürfen.

Seine Mitte hat er im Evangelium selbst gefunden, und von hier aus erhält er seine Impulse. Der Herr Christus selbst hat sich ihm als rettende und befreiende Kraft bewiesen, darum kann er es nicht lassen, es weiterzusagen, damit die Botschaft vom Heil laufe und es wieder in der dunklen Welt hell werde, ja, damit der Satan in diesem Äon vom Licht der Ewigkeit geblendet werde.

Rudolf Alexander Schröder lebte im Gehorsam, und dieser ließ bei ihm, im Gegensatz zu manchen andern, den Gedanken, als könne er etwa eine Idealfigur und als solche Vorbild sein, überhaupt nicht aufkommen. Sein Ergriffen-sein hatte seinen letzten Grund in der Begegnung mit dem Herrn der Kirche, der über alle Zeiten als der Christus Gottes im Vaterhaus thront und will, daß keiner verlorengehe.

Rudolf Alexander Schröder ist ein Dichter aus dem göttlichen Wort und von da her Dichter der Kirche. Er ist auf seinem „Fachgebiet“ kein „Neuerer“, sondern muß ausschließlich in der Gemeinschaft derer gesehen werden, die in der dichterischen Aussage das Wort der Heiligen Schrift weitergeben.

Bevor er seine ersten Lieder in Gemeinden entläßt, sagt er allen sehr genau, daß Dichtung im Raum der Kirche vom Dichter Zurückhaltung, ja Entsagung fordert und daß die „Alten“, denen er immer voller Ehrfurcht begegnet, um diesen Adel dichterischen Tuns sehr wohl gewußt haben. „Wir sind auf allen Gebieten der Kunst seit längerem gewohnt gewesen, als Produzierende wie als Aufnehmende nur dem Gesetz des geringeren Widerstandes zu folgen. Was nicht unmittelbar an unser Sensorium appellierte, was sich nicht wenigstens auf Umwegen in irgendeine Sensation verwandeln ließ, das ‚sprach‘ uns als Kunstwerk ‚nicht an‘. Und gerade darum geht es hier: Überwindung des stärksten Widerstandes, neue, gültige Formel zu den Tausenden, die fast das gleiche besagen: einfache, klare Lehre, und von ‚Weissagung‘ nur gerade soviel, als auch der schlichteste Leser und Sänger sich zu-eignen kann.“<sup>80</sup>

In seiner bekannten Berliner Rede führt er aus: „Gerade am Kirchenlied also und an den Schwierigkeiten, die es ihren selbstherrlichen Instinkten und Gepflogenheiten auf Schritt und Tritt entgegenstellt, können heutige Dichter wieder die alte Wahrheit lernen, daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, und auch dies, daß solche Beschränkung um eines hohen und ehrwürdigen Amtes willen keine Entmündigung, sondern die höchste Weihe ihres Dichtertums bedeuten würde. Und wie die Dichter zu lernen hätten, so die Laien. Denn die Unkenntnis von dem, um das es hier geht, ist eine allgemeine.“<sup>81</sup>

Wenn es um Dichtung in der Kirche ging, ob es fremde oder eigene war, nahm Schröder immer einen sehr kritischen Standort ein.

„Ich habe vor einigen Jahren ein Bändchen geistlicher Gedichte veröffentlicht; das hat dann ein berühmter Dichter und kluger Mann in einer für mich höchst ehrenvollen Weise besprochen. Die Besprechung gipfelte in der Aufforderung, meine Verse flugs auf die Kanzel und in die Gesangbücher zu bringen. Das war gut gemeint. Aber es traf nicht; denn von den über hundert Gedichten hätte ich selbst allerhöchstens zwei und auch die nur unter Vorbehalt als im Gemeindegesang verwendbar zu bezeichnen gewagt. Bei den andern handelt es sich um geistliche Dichtung, was etwas ganz anderes und dem heutigen Dichter und Leser vielleicht an sich leichter Eingängiges ist, das aber von der klaren, geschlossenen Reinheit, Wucht und Allgemeingültigkeit des Zeugnisses, die das eigentliche Kirchenlied erfordert, weit entfernt war.“<sup>82</sup>

Rudolf Alexander Schröder stand mit solchen Gedanken mitten in einer Bewegung, der das „neue Lied“ gegeben war. Ja, eigentlich war er der, der als erster dazu den Anstoß geben mußte und dem das dichterische Wort für die Botschaft der Bibel gegeben war. Er, der immer Alte und zugleich der immer Junge, in dem das Alte wie auch das Neue lebte.

Die Bewegung hat mit ihm, Jochen Klepper und Siegbert Stehmann für das Kirchenlied ihren Abschluß gefunden. Kurt Ihlenfeld hat des öfteren mit Recht auf diesen beklagenswerten Zustand hingewiesen. Wie weit nun das Neue, das diese Dichter uns bringen durften, in unsere Gemeinden eingedrungen ist, und wie weit dieses Lied ein Lied unserer heutigen Gottesdienste geworden ist und somit zur eisernen Ration in Lob, Bitte, Dank und Anbetung gehört, ist schwer zu sagen, weil verschiedenartige Faktoren bei der Beurteilung berücksichtigt werden müssen. Eins steht fest: Wir sind in die Entscheidung gefordert, ob wir den Dichtern oder den „Textern“ unser Ohr leihen wollen.

Wir müssen mit Wehmut feststellen, daß in unseren Tagen die Augen und Ohren nicht klarer und offener



geworden sind, obwohl wir gerade im Blick auf den Grund unserer Kirche, auf das Fundament, viel gelernt haben sollten. Wenig sind der Männer und Frauen, die uns das aus Liebe und Überzeugung geprägte, ernst gemeinte Wort zum Lied sagen. Viel aber sind derer, die dem Zeitgeist willig Tür und Tor öffnen und meinen, sie könnten damit den Menschen besser ansprechen. Der Gedanke, daß man den Teufel mit Beelzebub austreibt, liegt hier sehr nahe. Wir können uns auch nicht im Blick auf andere Epochen unserer Kirche trösten, denn die Zeit ist weitergeilt, und was viel wesentlicher ist: Die apokalyptischen Reiter haben die Menschen in Bewegung oder Trance versetzt, wobei das Durcheinander immer undurchsichtiger, immer bedrohlicher geworden ist.

Wir ersticken in Äußerlichkeiten und schieben die wahren Werte beiseite. Der Weg zu den rechten Maßstäben ist durch unser Tun und Lassen verdunkelt; Schutt und Steine sind es, die uns den Weg versperren und zu Fall bringen. Wir haben Angst, als unmodern, altmodisch oder weltfremd gebrandmarkt zu werden, und machen mit, weil „man“ es allgemein tut. Auf der anderen Seite aber haben wir doch Angst, auf dem falschen Wege zu sein und möchten noch ein offenes Türchen haben; deshalb ist unsere Entscheidung immer eine halbe und somit letztlich keine. Wir sind heute gerufen zum Kampf gegen Verflachung und Verwässerung unserer Lieder.

Unser Dichter stand fest, weil er um das Wesentlichste, um das Ziel wußte. Er hatte „Öl die Fülle“ und war bereit, den „Bräutigam“ zu empfangen. Er war unser Dichter, weil er in Glaubensdingen keine Kompromisse schloß.

Geht ein durch tausend Pforten,  
verkündigt seinen Ruhm:  
Der Herr hat allerorten  
sein Haus und Heiligtum.  
Soweit der Himmel reicht,  
soweit die Sterne wandern,

erzählt ein Licht dem andern  
den Namen, dem nichts gleicht.

Bringt Botschaft unverdrossen,  
ihr Boten weit und breit:  
Sind allzumal beschlossen  
im Bund von Ewigkeit.  
Die Kammer ist gebaut,  
der Bräutigam zur Stelle,  
die Lampen brennen helle;  
er wartet auf die Braut.

Ob ihr im Finstern wohnt  
und voller Schwären seid,  
er führt euch, da man thronet,  
und reicht euch selbst das Kleid,  
gewaschen blank und rein:  
Drin dürft ihr vor ihm prangen;  
das Seufzen und das Bangen  
wird eitel Freude sein.

Schon wimmeln Steig' und Gassen,  
geht alles an die Fahrt:  
Wär' keiner so verlassen,  
den nicht das Buch bewahrt.  
Ein Volk wie Sand am Meer,  
unzählig und doch eine,  
versammelt zur Gemeinde  
an seinem Tag der Herr.

Erhebt euch allerorten  
und kommt ins Heiligtum!  
Die diamantnen Pforten  
erglänzen um und um.  
Ob Sonn' und Mond verblich,  
sein Antlitz leuchtet allen,  
sein Lobgesang mit Schallen  
tönt heut und ewiglich.<sup>83</sup>

Das Lied, das uns Schröder geschenkt hat, ist eingebettet in eine große Erneuerungsbewegung innerhalb der Kirche, die in den zwanziger Jahren und somit also schon vor dem Kirchenkampf begann.

Zwei Erscheinungen sind es insbesondere, die von dieser Tatsache zeugen:

1. Die theologische Erneuerungsbewegung stützte sich ausschließlich auf das Wort der Heiligen Schrift und öffnete sich damit dem Uranliegen biblischer Verkündigung, wie sie uns die Väter der Reformation bezeugen.

2. Die kirchenmusikalische Erneuerungsbewegung entdeckte die Verschiedenartigkeit musikalischer Aussageweise und fand darüber zum reformatorischen Choral und damit zum gottesdienstlichen Musizieren zurück.

Das waren erfreuliche Zeichen, zumal diese beiden Erscheinungen von einer großen Gemeinsamkeit getragen waren, die im echten liturgischen Bemühen einen sichtbaren Ausdruck fanden.

Dies alles bereitete sich sehr langsam über einen größeren Zeitraum im Kämmerlein und auch in kleinen Kreisen vor, ehe es den Weg in die Gemeinde fand.

Als der Kirchenkampf begann und Anfechtung und Bedrohung die Gemeinden erschütterten, trat das unter Gebet und Flehen Gereifte zur Stärkung und Auferbauung auf den Plan. Nicht der Kirchenkampf an sich hat die große Bewegung in der Kirche hervorgerufen, er hat sie deutlicher in Erscheinung treten lassen, weil aus ihr mit der eine Trost fließen sollte, den die Gemeinden nötig hatten.

O Christenheit,  
sei hocheufreut  
heut und aller Stunden!  
Du beginnst noch kaum den Streit  
und hast schon überwunden.  
Spricht der Tor: „Wo ist dein Gott?“,  
der dir täglich Hohn und Spott  
ersinnt und dichtet,

halt fröhlich stand:  
Bald weist die Wand  
den Finger, der ihn schwichtet.

Lauf gern im Joch;  
du trägst es doch,  
Christ, um Christi willen.  
Keine Wasser gehn so hoch,  
er kann und wird sie stillen.  
„Ob sie nur zu zween und drein  
heiligen den Namen mein,  
ich bin mitteninnen.“

Er hat's gesagt;  
drum unverzagt,  
wer will uns angewinnen?

Nicht von der Welt  
ist uns bestellt  
unsre Wehr und Ehre;  
ob er tausend Schwerter zählt,  
sie schlagen all ins Leere,  
Ruhm und Reichtum, Kunst und Pracht,  
großes Wissen, kühne Macht  
sind Traum und Schatte:  
Zerschellt wie Glas,  
gefällt wie Gras,  
bevor es Samen hatte.

Was Hochmut spricht,  
das dauert nicht.  
Wir allein sind Erben  
an dem Hort, dem nie gebricht  
für Leben und für Sterben:  
Unverweslich Eigentum,  
Kleinod gülden um und um,  
ohne Bruch und Schaden,  
des jedermann  
sich brauchen kann  
im Glauben und aus Gnaden.

Hab gute Zeit,  
steh, Christenheit,  
lache, wo sie dräuen!  
Dein Gewinn heißt Ewigkeit,  
der soll dich nicht gereuen.  
Geht mit dir ins Elend ein,  
schlägt dir Wasser aus dem Stein:  
Da schöpf und trinke!  
Wirst übrig satt  
und hältst die Statt,  
ob's um dich her versinke.<sup>84</sup>

Das war es, was der Dichter der Gemeinde ins Herz sang und was sie ihm willig und dankbar abnahm.

Die Auseinandersetzung forderte immer mehr das Lied, das in unmittelbarer Aktualität gegen das Aufkommen der von den Machthabern des Staates geförderten diabolischen Mächte, in geistesmächtiger Verantwortung der Gemeinde in die Seele geschrieben wurde.

Vom fest gegründeten Standort aus führte Rudolf Alexander Schröder den Kampf, der ihm verordnet war, um die zu trösten, die unter der seelischen und geistlichen Vergewaltigung zu leiden hatten. Aber auch als Wächter und Mahner tat er das, was ihm als Dichter der Kirche Jesu Christi zu tun aufgetragen war.

Es mag sein, daß alles fällt,  
daß die Burgen dieser Welt  
um dich her in Trümmer brechen.  
Halte du den Glauben fest,  
daß dich Gott nicht fallen läßt:  
Er hält sein Versprechen!

Es mag sein, daß Trug und List  
eine Weile Meister ist,  
Wie Gott will, sind Gottes Gaben.  
Rechte nicht um mein und dein;  
manches Glück ist auf den Schein,  
laß es Weile haben!

Es mag sein, daß Frevel siegt,  
wo der Fromme niederliegt;  
doch nach jenem Unterliegen  
wirst du den Gerechten sehn  
lebend aus dem Feuer gehn,  
neue Kräfte kriegen.

Es mag sein, die Welt ist alt;  
Missetat und Mißgestalt  
sind in ihr gemeine Plagen.  
Schau dir's an und stehe fest:  
Nur wer sich nicht schrecken läßt,  
darf die Krone tragen.

Es mag sein, so soll es sein!  
Faß ein Herz und gib dich drein;  
Angst und Sorge wird's nicht wenden.  
Streite, du gewinnst den Streit!  
Deine Zeit und alle Zeit  
stehn in Gottes Händen.<sup>85</sup>

Es ist kaum nachzuzeichnen, welche Impulse damals in den aktiven Gemeinden von Schröder und über ihn hinaus vom gesamten Eckart-Kreis vermittelt wurden.

Mag Lüge sich erheben,  
sie hat gemeßne Frist:  
Die Wahrheit und das Leben  
sind, wo Gott ewig ist.<sup>86</sup>

So rief er es in die Zeit. Und viele sind ihm heute noch dankbar und haben nur den einen Wunsch, daß das Singen und Klingen aus jener schweren Zeit nicht aufhören möchte, damit wir gefestigt im Vertrauen und in der Liebe mit einem weiten Herzen das Ziel nicht aus dem Auge lassen, das allein Jesus Christus ist.

Was das Lied im Kampf bedeutet und was andererseits eine Zeit des Kampfes für das Lied ist, hat unser Dichter sehr treffend in der schon in anderem Zusammenhang zitierten Berliner Rede bezeugt:

„Im übrigen: Wer an die Arbeit geht, wer in den Kampf zieht, der singt oder pfeift sich eins; hier scheinen ein Bedürfnis und eine Gepflogenheit obzuwalten, die durch alle Zeiten und Räume der Menschheit hin sich gleichbleiben. So tut auch den mühevollen Tagen unserer Kirche das Lied not, und zwar nicht nur das alte, sondern neben dem alten das neue. Es ist ein unumgängliches Gesetz aller Kunst, daß auch sie nur in lebendiger, schöpferischer Erneuerung, nicht aber in unfruchtbarem Verharren auf überkommenem Bestand wahrhaft am Leben zu bleiben vermag. Die Tatsache, daß sie dies Gesetz mit allen Äußerungen und Erscheinungen des Lebens teilt, ist, nebenbei bemerkt, ein Zeichen dafür, daß sie selber eine wirklich ‚lebendige‘ Funktion dieses Lebens sei. Und wie alle Künste unter diesem Gesetz und Zeichen stehen, so auch die des Kirchengesangs und ihr musikalisches und dichterisches Substrat. Wo in der Gemeinde nicht mehr das ‚neue Lied‘ gesungen wird, büßt auch das alte seine lebendigen Kräfte ein. Somit hätte alles Fragen und Sorgen, das dem gegenwärtigen Stand unseres Kirchenliedes gilt, in der Tat die Bitte einzuschließen, daß Gottes Gnade den Quell heiligen Gesangs auch seiner heutigen und künftigen Kirche offenhalte und reichlich strömen lasse, Notzeiten aber und die Bedrängnis kampferfüllter Schicksalsstunden sind für das Lied der Kirche schon öfters der Mosesstecken gewesen, der das Wasser aus dem Stein geschlagen hat.“<sup>87</sup>

Jochen Klepper hat einmal gesagt: „Es gilt der Dichtung gewiß zu werden durch die Theologie. Es heißt, die Theologie als eine res publica, als ein allgemeines Anliegen zu begreifen durch die Dichtung.“<sup>88</sup> Wenn wir das dichterische Werk von Rudolf Alexander Schröder auf diese Äußerung hin untersuchen, dann muß uns deutlich werden, daß seine Aussagen ausschließlich Inspirationen der Heiligen Schrift sind und sich in das Gesamtgefüge der biblischen Verkündigung einordnen. Hier, und nur hier, liegt auch der Grund, warum sie, aus der Schrift kommend, wieder zur Schrift weisen.

Die Lieder unseres Dichters sind ohne Ausnahme Bekenntnislieder im wahrsten Sinne des Wortes. Der Bekenntnischarakter der Schröderschen Lieder hat, wie bei allen Bekenntnisliedern, seinen Ursprung darin, daß der Mensch um seine eigene Verlorenheit weiß und sich der von Gott angebotenen Gnade erfreut und das in aller Offenheit vor der Welt bekennt.

Aus diesem Verhalten erklärt sich auch, daß in den Liedern Schröders viel mehr vom Anspruch des Menschen an Gott als Gottes an den Menschen die Rede ist.

Im Lied werden die Erfahrungen der geistig-seelischen Bereiche zu Gott hin geöffnet, wobei das Wollen und Fühlen im Bunde mit der Phantasie der Zucht bedarf, damit nicht die Ernst- und Wahrhaftigkeit des Anspruchs in einen religiös-metaphysischen Subjektivismus (selbsterdachter Glaube an ein höheres Wesen) abgeleitet wird und wir damit letztlich einer Glaubensunwahrhaftigkeit anheimfallen, wodurch die Gemeinde zerstört und nicht gebaut wird. Mit seinem Abendmahlslied „Brot und Wein“ erfaßt Schröder nicht nur die biblischen Berichte und Aussagen, sondern zeigt das Jetzt und Hier, die alle Zeiträume umfassende Aktualität des Sakraments als unumstößliche Wahrheit auf.

Brich uns, Herr, das Brot,  
wie den Jüngern beiden,  
weil wir Angst und Not  
auf dem Wege leiden,  
daß wir dich erkennen,  
dich mit Namen nennen,  
vor dir brennen.

Sei mit zween und drein  
hier und aller Weise;  
in den Wüstenein  
gib der Notdurft Speise,  
da sich alle laben,



aus der Fülle haben  
Gab' um Gaben.

Keiner ist es wert,  
daß er sich vereine,  
ob er's hoch begehrt,  
deinem Brot und Weine,  
Wunder unergründet,  
das in Wunder mündet,  
uns entsündet.

Unser Trost und Hort,  
Grund, auf den wir bauen,  
lehr uns, einig Wort,  
deinem Wort vertrauen,  
unsern Stolz bescheiden,  
arge Fehle meiden,  
dein Joch leiden.

Wahrer Mensch und Gott,  
der am Holz gehangen:  
Leben aus dem Tod,  
hilf, daß wir's erlangen,  
die zur Hochzeit kommen,  
lieblich angenommen,  
deine Frommen!

Wasser ward zu Wein  
deinem Wink und Walten.  
Also wird es sein,  
wo wir gläubig halten  
Wein und mehr denn Weines,  
Brot und dennoch keines,  
Meister, deines.

End' und Anbeginn,  
Bronne, der nicht altet,  
gib, daß jeder Sinn  
sich dir zugestaltet,

Weinstock deiner Reben,  
Wahrheit, drin wir weben,  
Weg und Leben.

Erstgeborner Mund,  
mach uns ungesehen  
das Geheimnis kund,  
drin wir sind und stehen,  
Heil durch deinen Namen  
als dein Volk und Samen,  
ewig. Amen.<sup>89</sup>

Sicherlich mag sich gegen dieses Lied als Bekenntnislied mancher Widerspruch erheben, aber dennoch müssen wir dabei bleiben; denn die Bitte um das Mahl schließt schon ein Bekenntnis zum Herrn des Mahles mit ein. Viele verstehen unter Bekenntnisliedern nur solche, die mittels Fanfaren die besondere Erhebung und Standhaftigkeit der Gemeinde bekunden. Wir müssen anderer Meinung sein, weil wir wissen, daß da, wo es um Standhaftigkeit des Glaubens geht, wo der Griff nach dem Leben geschieht, diese Art des Bekennens keinen Platz hat, sondern eben nur das ganz andere, daraus die Seele klingt.

Davon wird etwas deutlich, wenn Schröder singt:

.....  
das Geheimnis kund,  
drin wir sind und stehen,  
Heil durch deinen Namen,  
als dein Volk und Samen,  
ewig. Amen.

Das Beglückende dabei ist, daß es nicht im Lärm erstickt, und somit in die Tiefe gehen kann:

Weil wir Angst und Not  
auf dem Wege leiden,

.....

Wobei keine Grenzpfähle verrückt werden, sondern nur das ausgesprochen und bekannt wird, worum es ausschließlich in der Gemeinde geht und zu gehen hat.

Wer es einmal unternimmt und die Gemeinde fragt, was sie eigentlich glaubt, kann von ihr aus den vorliegenden Gesangbüchern (trotz allem!) unterwiesen werden. Woraus das andere, das sehr Bedeutungsvolle zu ersehen ist, welche verantwortliche Stellung der Dichter in der Gemeinde innehat. Es wäre überhaupt einmal interessant zu erfahren, von wo die Gemeinde ihr Wissen über Glaubensfragen herbekommt, wer ihr letztlich neben der eigentlichen Quelle, der Heiligen Schrift, belehrend zur Seite steht und welche Rolle in diesem Gesamtkomplex das Gesangbuch in unserer Kirche spielt.

Wir fragen mit diesen Gedanken im Herzen unseren Dichter, was er uns zum Wege des Heils, um den ja die Aussagen des Alten und Neuen Testaments kreisen, zu sagen hat.

Weil er das Unheil erfahren hatte, sagt er:

O Gott, in meinen Finsternissen  
seufzt' ich und rufe: Steh mir bei!<sup>90</sup>

Er ist nicht in der Lage, sich „des Greu'ls“ zu „erwehren“<sup>91</sup>, sondern kann nur noch stammelnd bitten:

„Herr, hilf! auf dich setz' ich Vertrauen.  
Hilf hier und heut!“<sup>92</sup>

Hier geht es nicht um Güter unserer Zeit, um Werte, die der Vergänglichkeit zugeordnet sind. Hier geht es ausschließlich um die Zerbrochenheit der menschlichen Existenz, und unser Dichter wird über das eigene, das ganz persönliche Erleben hinweg zum Mund der Gemeinde. Er wird von der Gemeinde und somit für die Gemeinde beansprucht. Und die ihm verliehenen Gnadengaben nützt er für diesen Dienst.

Nur eine kleine Zeit  
harr aus in deiner Bängnis,

gegürtet als zum Streit;  
Gott fängt auch dein Gefängnis.  
O liebe Christenheit,  
kauf aus, was dir gegeben:  
hier eine kleine Zeit,  
dort ewig Leben.<sup>93</sup>

Nun sagt uns der Dichter im Vorwort zu Siegbert Stehmanns „Opfer und Wandlung“: „Jedes Dichterwort ist Anruf, Ruf aus einem Jenseits der Seele, das beides zugleich ist, unendlich fern und unsäglich nah, fremd und vertraut, Botschaft des Wunders, in dem wir alle, fühlend oder unfühlend, wissend oder unwissend leben. Wen aber, der ‚Ohren hat, zu hören‘, sollte der Anruf dieser Stimme nicht ins Herz treffen? – Schatten des Todes, Dunkel der Not, Dunkel des Leids und der Gefahr: Unter ihnen steht das Wort dieses Dichters, aus ihnen heraus redet es uns an. Aber er reißt uns nicht ins Dunkel hinein, er führt uns aus ihm heraus; es vollbringt das Wunder der Kerze, von dem es gesungen.“<sup>94</sup> Wir nehmen diese Aussage auch für unseren Dichter in Anspruch, der in inniger Freundschaft mit Siegbert Stehmann bis zu dessen Tode verbunden war, und wandern in das stille Haus in den Bergen, da er für uns betete, sang und schrieb:

Mit dem Weihnachtsstern 1940

Der Tag beschließt den Lauf,  
die Finsternis steht auf;  
doch droben wacht der Stern,  
der Bote, vor dem Licht gesandt;  
und deckt das Dunkel Meer und Land,  
schaun wir ihn doppelt gern.

O blick in unsern Streit!  
Es wintert rings; die Zeit  
geht längst auf Mitternacht.  
Zeig unserm Aug' den Augentrost,

das grüne Reis in Schnee und Frost,  
ein Kindlein großer Macht.

Leucht uns, und dann bleib stehn,  
daß wir die Krippe sehn  
und in der Krippen ihn,  
da Hirt' und Engel allzumal,  
als wär's im hellen Himmelssaal,  
auf düstrer Erde knien.

Sie singen überm Feld:  
Bist nicht verloren, Welt;  
dein Heil ward offenbar!  
Ob alle Zeit ans Sterben geht,  
auf ihrer letzten Schwelle steht  
Gott und sein neues Jahr.<sup>95</sup>

Damit haben wir die weihnachtliche Behausung in Bergen/Obb. betreten. Wir sind vom eisigen Wind fast ins Haus getrieben, wo uns Wärme und Geborgenheit umfassen. Was uns aber hier an Glanz entgegenstrahlt, wurde nicht in Kaufhäusern erworben, sondern ist durch der Stern entfacht und hat den Dichter ergriffen.

Das Heil, der Trost, die Kraft und die Herrlichkeit kommen von Weihnachten her, und was uns von da her gegeben wird, geht mit uns durch das ganze Jahr, und immer wieder wird es Weihnachten, und immer wieder soll es glänzen, auch wenn die Welt und der Satan es anders wollen. Unser Dichter weiß nur zu gut um dieses „Immer Wieder“.

Der du die Welt geschaffen hast,  
kommst Jahr um Jahr, wirst unser Gast.

Und Jahr um Jahr heißt's überall:  
Für uns das Haus, für ihn den Stall.

Und Jahr um Jahre führt der Pfad  
von Bethlehem zur Schädelstatt.

Der Jahr um Jahr ihn kundgetan,  
begreift der Engel Gottes Plan?

Begreift der Wirt, ihm kommt zugut  
des fremden Gasts vergossen Blut?

Begreife, wer begreifen kann!  
Wir knien im Staub, wir beten an.<sup>96</sup>

Er weiß um die Klarheit der Weihnacht und um die Dunkelheit, die sie belagert. Nicht Seufzer und Not und was uns sonst noch bedrücken will, können gegen das Licht an, und weil alles über unser Verstehen geht, sagt der Dichter:

Wir knien im Staub, wir beten an.

Seine Lieddichtung ist Dichtung aus der Bibel; wir haben es schon zur Genüge hier betont und wollen uns nun noch ein wenig in seinen Oster- und Pfingstliedern umsehen. Wie er zum Unbegreifbaren stand, das dennoch die Wahrheit im vollen Sinne des Wortes ist, haben uns schon seine Bemerkungen über Ostern gezeigt. Es geht durch seine gesamte Dichtung und beschäftigt ihn auch sonst: „Laß das Geheimnis zu dir ein!“<sup>97</sup> Das ist die Bitte, die er immer wieder an uns heranträgt. In seinem Osterlied, das wir hier betend lesen möchten, werden wir, wie so oft, in das eigentliche Geschehen versetzt. Dieses ist für ihn Faktum, und nur Menschenwitz, der hinweggeblasen wird wie die Spreu von der Tenne, kann es wagen, dies zu bestreiten.

Laßt uns gehn und mit den Frauen  
nach dem Grab im Garten schauen,  
gehn in Tränen  
bitterer Reue  
um dein Wähnen,  
ungetreue  
Welt, die den, der sie getragen,  
Menschensohn, ans Kreuz geschlagen.

Laßt uns früh vor Tage gehen,  
eh' die Morgenwinde wehen,  
mit den Klugen  
mit den dreien,  
die da trugen  
Spezereien,  
um den armen Leib zu salben,  
wo er hinlag unsrethalben.

Lasset uns mit ihnen staunen  
vor der Gruft, in Fels gehauen,  
an das leere  
Bett gekommen,  
da der schwere  
fortgenommen,  
Stein, den die gedungenen Knechte  
hüteten zween Tag' und Nächte.

Laßt uns warten, Schreckensbleiche,  
bis auch uns das Wort erreiche,  
Wort des Boten  
lichter Lohe:  
„Nicht bei Toten  
schläft der Hohe.  
Den sie hier in Leinwand wanden:  
Wunder! Er ist auferstanden!

Ihr, sein Volk und seine Habe,  
siegt mit Gott aus Gottes Grabe.  
Eure Not  
ist umgewendet,  
euer Tod  
im Tod vollendet.  
Kehrt getrost, der Morgen tagte,  
und sagt's allen, wie ich's sagte!“<sup>98</sup>

Für Schröder sind die Lettern weder Dinge noch Gegenstände, anorganisch noch organisch, sie sind mehr, als wir mit Händen und Geist umspannen können, sie weisen über

das Leben hinaus und führen in den Abgrund oder zum Vater. Wenn wir auch von Weihnachten und Ostern herkommen, können wir in dieser Welt nicht ohne Pfingsten bestehen. Wir haben den Geist nötig, darum bittet der Dichter: Komm!

Geist, von Gott gesandter,  
in dir selbst entbrannter  
Strahl der Herrlichkeit,  
aus dem Stein der Plagen  
komm dein Feuer schlagen,  
Tröster, es ist Zeit!  
Bring dein Morgengrauen,  
laß die Frühe tauen,  
da wir nochmals sehn,  
daß den Alt' und Jungen  
zweigeteilte Zungen  
auf den Scheiteln wehn!

Glanz, von dem die Kunde  
aus der Einfalt Munde  
stammelnd überfloß,  
wir sind schlechter Zunder;  
dennoch macht dein Wunder  
die Geringen groß.  
Du, des Reichs Verbünder,  
du, der Kirche Gründer,  
mächtig und gelind,  
feg noch eins die Tennen,  
Korn und Spreu zu trennen,  
wehe, starker Wind!

Du, der ewig Neue,  
gib, daß sich erfreue,  
was nach Freude krank!  
Zweifel, falsche Zeugen,  
Lästerung und Leugen,  
Zagheit, Zorn und Zank



sind von Winters Schulden;  
feuchte du mit Hulden  
als ein Strom das Land,  
daß im güldnen Lenze  
Welt von Freuden glänze,  
die dein Heil erkannt!<sup>99</sup>

In seinem Hymnus zu Pfingsten singt er:

„Geist des Feuers, Geist der Wolke,  
komm und wandle vor dem Volke!  
Der du Mensch und Engel lehrest.

.....

Wir gewarten deiner Kunde.“<sup>100</sup>

Hier ist kein Wortspiel mit Rhythmus und Klang, womit traditionelle religiöse Gewohnheiten zur Erbauung angeboten werden. Der Dichter weiß um den bitteren Ernst, der von Pfingsten ausgeht, vor dem alle Gefühle, und mögen sie noch so erhaben sein, verblassen müssen. Es geht ihm um den Geist, der lehrend und belehrend bis in die Ewigkeit wirkt, und ohne den Menschen und Engel verloren sind.

Rudolf Alexander Schröder hat um den Ernst und ebenso um die Freude der biblischen Botschaft gewußt und hat dieses sein Wissen nicht verborgen, sondern sich mutig und mit dem ihm gegebenen Freimut zum Herrn Christus und zu seiner Kirche bekannt. Er ist vielen Menschen ein Helfer und Wegweiser gewesen. Es wird nicht möglich sein, die Zahl derer zu ermitteln, denen er ein Seelsorger gewesen ist.

### Ausklang

Nun das Jahr zu Grabe fährt,  
halt' ich meine Hände;  
was hier unten geht und kehrt,  
nimmt ein rasches Ende.

Du allein bleibst immerdar  
ohne Ziel und Schranken:  
Unser Leid währt achtzig Jahr',  
ewig unser Danken.<sup>101</sup>

### Postludium

Ein besonderes, nicht alltägliches Ereignis ließ uns, meine liebe Frau, unsere beiden Töchter und mich, für ein paar Tage die Heimstatt, das hausfräuliche Tun, das Studium, die Schule und den Schuldienst verlassen, um wieder einmal die heimatlichen Gefilde, den niederdeutschen Raum, aufzusuchen.

Wie solche Unternehmungen immer ihre eigenen und unwiederholbaren Erlebnisse hervorzaubern, so wurden wir auch diesmal davon begleitet. Wir waren die Nacht durchgefahren und erblickten in der Frühe zum Ewigkeitssonntag die unverkennbare Silhouette der alten Hansestadt an der Elbe. Der Anblick der bis hoch in den Himmel ragenden Türme unserer fünf Hauptkirchen ließ in uns das behagliche Gefühl aufkommen, das einen jeden überfällt, wenn er wieder einmal daheim sein darf. Darüber hinaus wurden in mir Erinnerungen wach, die in sehr enger Beziehung zu unserem Dichter und zu jener Bewegung des „neuen Lieds“ und zu der des echten gottesdienstlichen Musizierens standen.

Mitten in den schweren Jahren des Kirchenkampfes begegnete ich Rudolf Alexander Schröder das erste Mal in den Mauern der altehrwürdigen St.=Jakobi=Kirche. Wir Jungen waren damals aufgewühlt und hielten Ausblick nach echten Zeugen des Evangeliums und nach solchen, die uns das Wort zu sagen in der Lage waren. So sehr wir uns nach Auflösung unserer Jugendgruppen der Bekennenden Kirche verpflichtet wußten, so sehr erkannten wir mit nicht minderem Schmerz, daß mancher, der zu ihr gestoßen war, bei allem guten Wollen, das er bekundete, doch sehr die eigene Person in den Vordergrund stellte.

Hier war es nun unser Dichter, der uns in Lied und Rede das Rüstzeug für den Alltag gab. Seine Lieder gingen unter uns von Hand zu Hand. Es war für manchen von uns ein unauslöschbares Erlebnis, als wir seine Lieder der Gemeinde das erste Mal vorsingen durften und es erklang: „O Christenheit, sei hocheufreut . . . halt fröhlich stand: Bald weist die Wand den Finger, der ihn schwichtet.“ Man muß dabei gewesen sein, um zu ermessen, wie wir damals durch seine Lieder gestärkt worden sind und mit welch fröhlichem Mut es dann weiterging.

Als ich nunmehr mit den Meinen am Ewigkeitssonntag inmitten der feiernden Gemeinde wieder am alten Ort im Gottesdienst saß, war es mir, als müßte er, unser Rudolf Alexander Schröder, da vorn sitzen, mit uns beten, singen und jener, so ganz dem Anliegen der biblischen Aussage gerecht werdenden Predigt lauschen.

Aber noch eine Erinnerung stellte sich bei mir ein und ließ mich den fast unstillbaren Hunger nach Wahrhaftigkeit, der damals viele Kreise erfaßt hatte, wieder verspüren. Was im Raum der Kirche lebte oder um Eingang bat, hatte sich auszuweisen. So erging es der Verkündigung, so erging es der Kunst. Die Gemeinde fragte nach dem Anliegen, sie fragte nach der Mitte. Wer in eigener Sache handelte, war fehl am Platz. Die Mitte konnte nur der lebendige und handelnde Christus sein, und für ihn war gerade das Beste gut genug. Unter diesem Blickwinkel schuf Hugo Distler seine Werke. Er bat mich einmal, ihm bei der Darbietung seiner ausschließlich für das gottesdienstliche Musizieren bestimmten Orgelmusik zu assistieren. Seine Noten hatte er zum Teil nur mit Bleistift dem Papier anvertraut, als er der alten, im Klang unerreichten Arp-Schnitger-Orgel Töne abrang, die weite Kreise aufhorchen ließen. Es ist in keiner Weise übertrieben, wenn wir sagen, daß er der Berufene war, der Zeit, unserer Zeit, ihren kirchenmusikalischen Ausdruck zu geben. Die diabolische Macht, die alle Bereiche beherrschen wollte, streckte gierig ihre Hand nach diesem begnadeten Manne

aus. So kam er einmal zur Probe und gab mir schweigend eine Zeitung und deutete auf einen Abschnitt. „Das verz jazzte Madrigal“ lautete die Überschrift über eine Besprechung seiner kirchenmusikalischen und sonstigen Kompositionen. Darüber brach er an der Orgel in St. Jakobi in Tränen aus.

Nach dem Gottesdienst fuhren wir in das Land zwischen Elbe und Weser, das wohl die schönsten Orgeln in großer Zahl beherbergt. Rudolf Alexander Schröder hat diese Ecke unseres Vaterlandes sehr geliebt.

Bevor wir dieses kleine Büchlein beiseitelegen, soll dem Leser jene kleine Begebenheit auf dem Kirchentag in Hannover nicht vorenthalten werden. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß bei der Auswahl der Lieder für unser „Evangelisches Kirchengesangbuch“ das Lied „So nimm denn meine Hände“ für den Stammteil nicht berücksichtigt werden konnte. Rudolf Alexander Schröder wußte um die Not, die dieser Verlust mancher Gemeinde bereitete. Um meiner Erinnerung ganz sicher zu sein, bat ich Herrn Professor D. Dr. Mahrenholz, Abt zu Amelungsborn, der damals in Hannover mit dabei war, um Bestätigung oder Korrektur meiner Gedanken. Herr Prof. D. Dr. Mahrenholz teilte mir u. a. das Folgende mit: „... In diesem Vortrag sagte er etwa dem Sinne nach: Wenn das Haus brennt, soll man sich nicht über die Tapeten streiten, und wenn die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs notwendig ist, soll man die Fertigstellung nicht dadurch verzögern, daß man sich um die dem schlichten Mann liebgewordenen Lieder, wie zum Beispiel ‚So nimm denn meine Hände‘, streitet. Ob der Vortrag seinerzeit gedruckt worden ist, weiß ich nicht. Es handelte sich auch nicht primär um das hannoversche Gesangbuch, sondern es lag darin wohl eine Kritik am evangelischen Kirchengesangbuch, daß obengenanntes Lied und ähnliche Lieder nicht aufgenommen waren ...“

Diese kleine Begebenheit ist in mancher Hinsicht bezeichnend für Schröder. Er wollte das Ganze erfassen und Hindernisse wegräumen.

## Anmerkungen

(Abkürzungen siehe Literaturverzeichnis)

- |    |                      |    |                     |
|----|----------------------|----|---------------------|
| 1  | Bd. I, S. 838        | 34 | Auferstehung, S. 55 |
| 2  | Eckart-Verlag 1937   | 35 | Bd. I, S. 695       |
| 3  | Zeitwende 1937       | 36 | Bd. I, S. 693       |
| 4  | Eckart-Verlag 1938   | 37 | Bd. I, S. 847       |
| 5  | Eckart-Verlag 1935   | 38 | RAS, S. 7           |
| 6  | Bd. I, S. 694        | 39 | Bd. I, S. 702       |
| 7  | Bd. I, S. 1082       | 40 | Bd. I, S. 992       |
| 8  | Bd. III, S. 200      | 41 | Jahrbuch, S. 63     |
| 9  | ebd.                 | 42 | Jahrbuch, S. 11     |
| 10 | ebd.                 | 43 | Bd. I, S. 1034      |
| 11 | Aus Kindheit, S. 206 | 44 | Bd. I, S. 1135      |
| 12 | Bd. I, S. 71         | 45 | Bd. I, S. 845       |
| 13 | Bd. I, S. 1003       | 46 | Bd. III, S. 1074    |
| 14 | Bd. III, S. 218      | 47 | Bd. I, S. 742       |
| 15 | Aus Kindheit, S. 10  | 48 | Jahrbuch, S. 71     |
| 16 | Aus Kindheit, S. 18  | 49 | Bd. I, S. 750       |
| 17 | Aus Kindheit, S. 43  | 50 | Bd. I, S. 726       |
| 18 | Aus Kindheit, S. 44  | 51 | Meister, S. 97      |
| 19 | Aus Kindheit, S. 101 | 52 | Siehe Lit.-Verz.    |
| 20 | Aus Kindheit, S. 87  | 53 | Auferstehung, S. 55 |
| 21 | Aus Kindheit, S. 30  | 54 | Bd. III, S. 512     |
| 22 | Der Wanderer, S. 5   | 55 | Eckart-Verlag       |
| 23 | Der Wanderer, S. 6   | 56 | Auferstehung, S. 56 |
| 24 | Der Wanderer, S. 7   | 57 | Bd. III, S. 1191    |
| 25 | Der Wanderer, S. 110 | 58 | Bd. III, ebd.       |
| 26 | Aus Kindheit, S. 16  | 59 | Bd. I, S. 980       |
| 27 | Bd. III, S. 1181     | 60 | Jahrbuch, S. 50     |
| 28 | Ein Dichter, S. 6    | 61 | Bd. I, S. 757       |
| 29 | Aus Kindheit, S. 167 | 62 | Bd. I, S. 692       |
| 30 | Bd. II, S. 983       | 63 | Bd. III, S. 591     |
| 31 | Bd. II, S. 823       | 64 | Kirche, S. 16       |
| 32 | Bd. II, S. 944       | 65 | Bd. I, S. 837       |
| 33 | Bd. I, S. 1179       | 66 | Bd. III, S. 508     |

- 67 Bd. I, S. 841  
68 Bd. I, S. 855  
69 Jahrbuch, S. 67  
70 Auferstehung, S. 52  
71 Bd. III, S. 519  
72 Bd. III, S. 520  
73 Bd. III, S. 523  
74 Jahrbuch, S. 55  
75 Bd. I, S. 1011  
76 Bd. I, S. 909  
77 Bd. I, S. 849  
78 Bd. I, S. 908  
79 Stern, S. 138  
80 Jahrbuch 1936, S. 552  
81 Kirche, S. 19  
82 ebd.  
83 Bd. I, S. 912  
84 Bd. I, S. 923  
85 Bd. I, S. 924  
86 Bd. I, S. 922  
87 Kirche, S. 25  
88 Nachspiel, S. 105  
89 Bd. I, S. 848  
90 Bd. I, S. 844  
91 Bd. I, S. 845  
92 ebd.  
93 Bd. I, S. 935  
94 Opfer, S. 7  
95 Bd. I, S. 804  
96 Bd. I, S. 819  
97 Bd. I, S. 854  
98 Bd. I, S. 853  
99 Bd. I, S. 896  
100 Bd. I, S. 899  
101 Bd. I, S. 1176

## Literatur- und Abkürzungsverzeichnis

- Schröder, Rudolf Alexander: Gesammelte Werke, Band I–VII. Suhrkamp-Verlag, Berlin–Frankfurt/M. 1952/1963 (hier: Bd. I, II, III).  
Aus Kindheit und Jugend. Maximilian-Gesellschaft 1934 (hier: Aus Kindheit).  
Der Wanderer und die Heimat. Insel-Verlag, Leipzig 1931 (hier: Der Wanderer).  
Meister der Sprache. Luther-Verlag, Witten 1953 (hier: Meister).  
Das halte fest. Luther-Verlag Witten 1958.  
Dichtung und Dichter der Kirche. Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1964.  
Das Vaterunser. Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1963.  
Freundeswort (Briefwechsel mit Siegbert Stehmann). Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1962.  
„Christ ist erstanden“ in „Auferstehung“. Eine Botschaft und ihr Widerhall. Eckart-Verlag, Berlin 1940 (hier: Auferstehung).  
Die Kirche und ihr Lied. Eckart-Verlag, Berlin 1937 (hier: Kirche).  
Dichter und Kirche. „Zeitwende“ 1946/47, 6. Heft.
- Bachmann, Wilhelm: Von Grund auf verwandelt. MBK-Verlag, Bad Salzuflen 1963.
- Denkhaus, Lotte: Rudolf Alexander Schröder. J. G. Oncken Verlag, Stuttgart 1947.
- Ihlenfeld, Kurt: Ich seh den Stern. Luther-Verlag, Witten 1949 (hier: Stern).  
Rudolf Alexander Schröder: Eckart-Verlag, Witten/Berlin o. J.  
Rudolf Alexander Schröder. Dem Dichter zum Gedächtnis, herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1963 (hier: RAS).  
Ein Dichter der Kirche. „Aufgaben und Ziele“, 5. Jahrg. 1938, S. 6 (hier: Ein Dichter).
- Klepper, Jochen: Nachspiel. Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1960 (hier: Nachspiel).
- Stehmann, Siegbert: Opfer und Wandlung. Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1951 (hier: Opfer). Veränderte Neuauflage 1964 unter dem Titel „Brennende Jahre“.
- Pfeiffer, Johannes: Dichtkunst und Kirchenlied. Friedrich Wittig Verlag, Hamburg 1961.
- Eckart-Jahrbuch: 1936 und 1962/63 (hier: Jahrbuch).  
„Zeitwende“ 1937 und 1946/47.

Der Eckart-Verlag, der Luther-Verlag und der Suhrkamp-Verlag gaben freundlicherweise die Abdrucksgenehmigung der Zitate. Ihnen sei an dieser Stelle dafür herzlich gedankt!

Nachdem das fertige Manuskript dem Brunnen-Verlag bereits vorlag, kam dem Verfasser das neueste Buch von Kurt Ihlenfeld: „Stadtmitte“ (Eckart-Verlag, Witten/Berlin 1964) in die Hände, das wichtige Hinweise auf Rudolf Alexander Schröder enthält, vor allem auch über seine letzten Lebenstage und seinen Tod am 22. August 1962 berichtet und zur Lektüre sehr empfohlen wird.



Vom gleichen Verfasser erschienen:

Band 165/166

**Jochen Klepper**  
Ein Dichter im Dennoch  
94 Seiten. DM 2,80

Jochen Klepper war ein Schriftsteller von besonderer Innigkeit und Vollmacht. Bekannt geworden durch den historischen Roman über Friedrich Wilhelm I.: „Der Vater“, schenkte er später den evangelischen Gemeinden das geistliche Lied aus dem Wort. Sein Leben lebte er unter dem großen Dennoch des Glaubens, das sich besonders in der Dämonie des Dritten Reiches zu bewähren hatte. Vor seinem tragischen Ende stehen wir in demütigem Schweigen.

Band 169

**Siegbert Stehmann**  
Ein Dichter in der Bewährung  
64 Seiten. DM 2,20

Siegbert Stehmann, Jahrgang 1912, war Pfarrer und Dichter der Bekennenden Kirche. Er gehörte zu den Menschen, die ausersehen waren, die Existenz der apokalyptischen Reiter in dieser Welt zu erfahren, um aus tiefer Erfahrung des Glaubens Zeuge zu sein für den einen Herrn und Heiland Jesus Christus. Seine geistlichen Gedichte stellen ihn in eine Linie mit Rudolf Alexander Schröder, mit dem er eng befreundet war. Der vielversprechende junge Dichter fiel im Januar 1945 in Polen.

**BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL**

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER (1878–1962) entstammte einem frommen Elternhaus. Sein Vater, ein weitgereister Kaufmann, war viele Jahre Präses der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Schröders Vaterstadt, die alte Hansestadt Bremen, hat auch den Menschen geprägt und ist ihm immer Heimat geblieben, obwohl er die letzten Jahrzehnte seines Lebens seinen Wohnsitz in Oberbayern hatte. Vielseitig begabt, gehörte Schröder um die Jahrhundertwende zu den Mitbegründern der Zeitschrift „Die Insel“, aus der dann später der bedeutende Insel-Verlag hervorging. Der erst auf rein „weltlichem“ Gebiet tätige Dichter erlebte um die Mitte seines Lebens eine innere Wende, von der er selbst offen bekennt, daß er „plötzlich bis auf den Grund begriff, was Sünde ist und was Erlösung bedeutet“. Seitdem wurde er mehr und mehr der Schöpfer geistlicher Gedichte, die aus dem Liedgut der evangelischen Kirche nicht mehr wegzudenken sind und zum Teil Eingang in Losungsbüchlein und Gesangbuch gefunden haben.

Vor allem diesen Schröder ans Licht zu heben und auch der jungen Generation nahezubringen, ist Sinn und Zweck dieses Büchleins, das keine Biographie im üblichen Sinne sein will. Es möchte uns alle in die Verantwortung rufen, in der Schröder gelebt hat, in die Verantwortung vor Gott, dem er als bekennender Christ in Leben und Dichtung zu dienen suchte.